P.o.germ.
606
d-1

germ.
606 d - 1
Herloßsohn, C.

<36636488680018

<36636488680018

Bayer. Staatsbibliothek

Die Mörder Wallensteins.

Historischer Roman

von

C. Herloßsohn.

Erster Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1847.

14.9.D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

In einem jener Paläste auf dem Hradschin in Prag, die nach der Schlacht am weißen Berge dem königlichen Fiscus anheimfielen und zur Zeit theils noch verlassen und öde, theils nur von einzelnen Familien und Personen bewohnt waren, saß eine Dame in Trauergewändern.

Der Raum, der sie umgab, war ein langer weiter Saal, welcher ehedem zu Festen und Banketen gedient; doch war seine vormalige Pracht bereits verblichen, die Tapeten entfärbt, die rothdamastenen Vorhänge verschossen. Die Vergoldung an den Wänden und den Simsen, die Gemälde am Plafond und das Fußgetäfel hatten ihren Glanz verloren. Wo sich die Einsamkeit zu einer entschwundenen Pracht gesellt, da gemahnt diese an Grabesruhe, an das tragische Memento der Vergänglichkeit. Der Baldachin des Königsthrones, seines Flitters beraubt, gleicht der modrigen Decke eines Sarkophages. —

Im Hintergrunde des Saales befand sich der offne, wälsche Kamin, worin nur matte, rothe Glut loderte —

es war in der Mitte des Octobers — und oberhalb des marmornen Kamines zu beiden Seiten gewahrte man zwei große Gemälde, die jedoch bis auf die Goldrahmen mit schwarzen Hüllen verdeckt waren. —

Eine einzige matte Ampel beleuchtete den Raum, doch fast nur in der nächsten Nähe ihres Umkreises, während weiterhin Dämmerung herrschte und der übrige und größte Theil des Saales in Nacht gehüllt war: ein Ort der Einsamkeit, des Schauers, der Todtenstille. — Denn die Fenster desselben führten nach einem Garten, über welchen schon der Spätherbst seine Verödung ausgebreitet. Das vordere Gebäude lag nach der Straße zu.

An einem marmornen Pfeilertisch saß jene Dame in schwarzer Tracht, eine hohe, imposante Frauengestalt, erst dreißig und einige Jahre alt, aber Schmerz, Seelenleiden und der Lavabrand tiefer versteckter Leidenschaften hatten mehr als noch ein Jahrzehend auf das schöne, edle Antlitz gezeichnet. Man konnte, bevor der Blick in die feinen Linien der Züge, in die edle Form des Mundes, den Glanz der Augen und schön geschwungenen Brauen durch längeres Anschauen eindrang, sie im ersten Momente für eine Matrone von fünfzig Jahren halten. Dem widersprach freilich die üppige Fülle des nachtschwarzen Haares, das unter der schneeweißen Haube hervorquoll, die reizende, lilienweiße Hand und die feste Haltung und rasche Beweglichkeit der Gestalt, vor Allem

aber der Blick, in dem sich Glanz, Majestät und ein Feuer, das oft wie ein Vulkan aufloderte, vereinigten. Dieses Auge konnte furchtbar, konnte entsetzlich blicken.

Vor sich rings um die Lampe hatte sie Briefe und Papiere gebreitet, während ihre Hand emsig bemüht war, die letzten Zeilen auf ein Blatt zu zeichnen. Nachdem dies geschehen, nahm sie dasselbe Blatt, hielt es an die Lampe und — verbrannte es zur Hälfte, doch mit einer Vorsicht, die errathen ließ, daß einige Wörter und Zeichen vertilgt, andere dagegen erhalten werden sollten, um den Zusammenhang des Geschriebenen entweder zu zerstören, oder ihn mehrdeutig erscheinen zu lassen.

Sie überflog noch einmal die Zeilen, faltete das Blatt in ein anderes und überschrieb dies mit dem Namen des Empfängers; dann stützte sie das schöne Haupt, das einer gebrochnen Lilie glich, auf die Hand und versank in kurzes Nachdenken.

Die Thüre am äußersten Ende des Saales öffnete sich leise, kaum hörbar, doch scheuchte dieses Geräusch die Dame aus ihrer Stille empor, sie erhob rasch das Haupt, ein Diener in schwarzer Tracht, das Haupt kahl, aber das Gesicht mit einem dichten schneeigen Barte bedeckt, nahte leise, bis er aus dem Bereich der Finsterniß in den Kreis der Dämmerung trat, verneigte sich, und deutete stumm links gegen die Wand.

Die traurige Frau nickte und ihre Lippen flüsterten leise: »Ja!«

So schweigend und leise wie er kam, entfernte sich der Laquay.

Und wieder herrschte dieselbe Stille und Oedigkeit in dem Saale, nur schien sich die Brust der Dame erwartungsvoll zu heben und mehrmal streifte ihr Blick nach der Gegend der Wand, welche der Diener bezeichnet.

Dort öffnete sich, mit gleicher Geräuschlosigkeit, eine täuschend eingefügte Tapetenthüre, und es trat eine Gestalt in schwarzen Umrissen herein, die sich, näher von der Ampel beleuchtet, als einen Priester im Gewand der Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu erkennen gab.

Er schritt gerade auf die Dame zu, neigte sich, küßte ihre Hand und sagte mit leiser Stimme: »Gelobt sei Jesus Christus!«

Der Mann hatte in seinem Antlitz am Wenigsten das, was man sich gewöhnlich unter einem Jesuitenangesichte vorstellt; seine Wangen — er mochte vierzig Jahre zählen — waren blühend, seine Augen von einem wunderschönen Blau und herzgewinnenden Ausdruck, der Ton seiner Rede war anmuthig, aber auf der hohen Stirne thronte demungeachtet Willenskraft und Schärfe, Schlauheit und ein Ernst, der sofort bereit war, den ersten gutmüthigen Eindruck seines Wesens nach Befinden umzustimmen oder zu vernichten.

Die Dame deutete auf einen Stuhl an der andern Seite des Tisches, doch nahm der Priester nicht Platz, sondern blieb vor ihr stehen.

»Willkommen, hochwürdiger Pater!« sagte die Dame mit einem Ton, in welchem noch aller Klang und Liebreiz der Jugend lag, wenn er auch gebrochen und geschärft schien, nicht durch die Macht der Jahre, sondern durch einen gewaltigen Schmerz, »Ihr kommt—?«

— »Um Euch Bericht zu erstatten, über den Verlauf meiner Aufträge, gnädige Gräfin.«

»Vergeßt nicht, Pater Xaver,« unterbrach ihn die Dame, »daß ich die Freifrau Milota bin, die aus dem Exil heimkehrt, nachdem ihr Gatte gestorben, und vom Kaiser Begnadigung und Wiedereinsetzung in ihre Güter erflehen will. Ich zähle zu den vielen Andern, die jetzt Prag anfüllen, die Protection des Statthalters demüthig suchen, um an den Füßen des Thrones das heimgefallene Gut zu erbetteln, welches sie als gute Protestanten verscherzt, als schlechte heuchlerische Katholiken wieder zu erringen hoffen. In dieser großen Schaar werd' ich verschwinden. — Ich menge mich, um unerkannt zu bleiben, unter die Schaar der Bettler. So thun die Räuber und Mörder auch und — die Rache.«

Die letzten Worte fügte sie leise mit Bitterkeit und einem fast dämonischen Blitz des Auges hinzu.

Der Priester antwortete durch eine Verbeugung und fuhr fort:

»Der Graf wird heut aus Wien zurück erwartet.«

— »Der Graf!« wiederholte Frau von Milota mit einem Tone schneidenden Hohnes, »der Graf, — und der Fürst Piccolomini weilt noch dort?«

»Mit Eurer Herrschaft Neustadt im Königgrätzer Kreise ist der Hauptmann der Trabantengarde und Kammerherr Leßley vom Kaiser belohnt worden und zugleich —«

»Wie,« fuhr die Frau von Milota heftig auf, »mein Eigenthum — auch confiscirt! — Mein Gatte gab mir Neustadt zum Witwensitz am Tage unserer Vermählung. Mein Recht darauf vermag keine Macht der Erde anzutasten, — doch,« unterbrach sie sich dumpf und senkte das Haupt, »wo kann hier vom Rechte die Rede sein, da das Unrecht Sieger. So wär' ich arm — mir bliebe nichts — gar nichts als der Nahrungsstoff für meine Rache.«

Die letzten Worte wurden leise, nur hingehaucht gesprochen, daß sie Pater Xaver nicht vernahm, aber sie klangen um so entsetzlicher aus einer gemarterten Seele.

Xaver fuhr in gleichmäßigem Tone fort:

»Doch — die viermalhundert tausend Ducaten, die Ihr noch auf die Herrschaften des seligen Herrn aufzunehmen befahlt, als das Lager bei Pilsen stand —«

»Und die Eurem Orden gehören werden, wenn meine Sendung vollbracht ist,« ergänzte die Freifrau.

— »Und was Ihr sonst noch an Baarem und Juwelen gerettet. Zudem ist unserer heiligen Congregation nur die Verwaltung jener Summe anvertraut, so lange Ihr lebt, gnädige Frau; und Ihr könnt davon nehmen, was Euch beliebt —«

»Das Nothwendigste nur, was meinen Zwecken förderlich ist. — Was für einen Bescheid gab der Schotte Mac Fergus?«

»Er war bei mir zur Beichte. Doch widerstrebt er; denn wie er reuig bekannte, nur mit Schauder gedenkt er jener Mordnacht und des Antheils, den er berauscht und von Geld verlockt, daran genommen.«

— »Wie steht's mit dem Wallonen?«

»Der ist zu Allem fähig. Er glaubt an den Ablaß und seine tilgende Macht; doch ist es noch zu früh. Wie Ihr wißt, gnädige Frau, erhielt ein jeder Offizier, der bei dem Morde activ gewesen — welchen der Hof jetzt ein freventliches Judicium zu nennen beliebt, — zwanzig tausend Gulden baar, und ein jeder Soldat tausend Ducaten desgleichen. So lange nun die Letztern noch bei dem Wallonen verhalten, scheut er jede Arbeit. Doch wir wollen sorgen, daß er nicht zur Armee abgeht.«

— »Die Uebrigen aber?«

»Gehen auch jetzt nicht zur Armee. Man hofft auf

keinen guten Eindruck, auch dürften sie dort keinen freundlichen Empfang zu gewärtigen haben. Der Herzog lebt noch in Aller Herz und Munde. Und auch das Volk hängt gläubig fromm an seinem Gedächtniß, seit sich von Tag zu Tag seine Unschuld klarer herausstellt. Sie sind insgesammt theils in Prag — theils —«

— »Gott, Gott!« seufzte die Freifrau, »ich athme eine Luft mit Ihnen und — doch ist es gut so! Mein Auge selbst, mein Gedanke, kann ich an ihre Fersen haften und meine Seele befeuern, wenn sie ermatten sollte! Was wißt Ihr von Gordon, dem blutigen Schänder des Gastrechts?«

»Er hat Eure — des Grafen Terzky wollt' ich sagen, übrige Herrschaften und Güter im Königgrätzer Kreis zum Lohn erhalten. Er ist dorthin gereist, den Unterthanen den neuen Herrn zu zeigen, den Eid ihrer Treue zu empfangen. Nur Aldringer ist wieder in's Feld gezogen und steht in Baiern.«

»Was wißt Ihr sonst von Leßley?«

— »Was ich vorausgesagt: Er spielt, schwelgt und verschwendet; schon zwei Mal hat er vom Juden Löw Geld entliehen. Die Herrschaft ist reich, wie Ihr wißt, indessen —. Es ist, als wollt' er in all' dem Saus und Braus sein Gewissen betäuben.«

»Und Deveroux,« hauchte die Freifrau mit bebendem Tone und ihre Mienen wurden grauenhaft verzerrt,

»Deverour, der nach der Ehre geizte, des großen Mannes Herz zu durchbohren. O, gegen ihn ist selbst Leßley rein — ein blindes Werkzeug in Gordon's und Buttler's Hand; doch Buttler und Er!« —

— »Noch stets dieselbe Leidenschaft,« berichtete der Priester, »für Buttler's schöne Tochter Katharina — und ihrerseits dasselbe Widerstreben, ich möchte sagen derselbe grauenhafte Widerwillen, denn es ist allgemein bekannt und daß es Katharine auch erfahre, dafür ward gesorgt, — daß er allein den Mordstreich gegen den Herzog, seinen Wohlthäter, geführt. Die Liebe kam spät in dieses Mannes Brust, doch um so gewaltiger. Der lange Widerstand dürfte ihn zum Wahnsinn bringen. Selbst im Waffengetümmel, wie das sonst ritterlicher Gebrauch ist, will er sich nicht Zerstreuung suchen und vergessen.«

»Er glaubt seine Dämonen würde dieser Engel scheuchen, so nanntet ihr doch Katharina, einen Engel?«

— »Die Welt nennt sie so, des Vaters ganz ungleiche Tochter.«

»Ihr kennt sie selbst?«

— »Und muß gestehen, sie ist an Schönheit und Tugend, vor Allem aber an Sanftmuth reich.«

»Sie muß ich haben,« flüsterte die Gräfin, »sie soll mir gegen ihn und den Vater zum Werkzeug dienen. Am tiefsten schmerzen vergiftete Waffen, am glühendsten

brennt Undank und am härtesten trifft Leid, das wir an unsern Kindern erfahren.«

»Ich kann Euch noch vom Grafen Gallas berichten,« fuhr Pater Xaver fort. —

— »Viel Grafen sind aufgesproßt in einer einzigen Nacht,« warf mit herbem Spott die Frau von Milota ein.

»Der Erbe des Herzogthums Friedland, der, dem Kaiser getreu, die Truppen vom Generalissimus hinweg und Ferdinand zugeführt, um selbst das Obercommando zu erlangen, ist krank, was noch schlimmer, siech. Er dürfte sich nicht lange seines Besitzthums erfreuen.«

— »Züchtigt der Himmel schon,« rief die Freifrau, „kann ich meinen Arm zurückhalten! Er hat der Opfer genug; — o könnt ich frei auftreten, unverhüllt, als Lebendige unter ihnen erscheinen! Dies Alles geht zu langsam für meinen Ungestüm.«

»Verzeiht, erhabene Frau,« warf der Pater ein, »der Ungestüm erobert oft, doch verdirbt er häufig auch; Besonnenheit und Ruhe haben noch nie etwas verdorben: sie sind im geheimen Kampfe unerläßlich. Je länger wir uns gebändigt, um so schöner ist der Triumph; er ist ein doppelter dann, über uns und unsere Gegner.«

»Ihr sprecht wahr, Hochwürdiger! Im offnen Kampfe gegen die Mächtigen war' ich nur ein ohnmächtig Weib, doch die List der Schlange, das lauernde Wesen des

Tigers wird sich der Beute sichrer nähern und sie erfassen. Nicht wahr? — — Hier,« unterbrach sich die Freifrau nach einer Weile, »besorgt dies Schreiben. Ein entscheidender Schritt muß bis zur Ankunft des Fürsten Piccolomini und seines Neffen aufgeschoben werden. Sagtet Ihr nicht, er müsse bald zur Armee?«

— »Er wird in diesen Tagen erscheinen, um unter dem Erzherzog Ferdinand zu fechten, der jetzt als Generalissimus die Stelle des Herzogs einnimmt.«

»Man muß ihm,« sagte die Freifrau rasch und entschieden, »ich meine dem Neffen, Hindernisse in den Weg legen; er muß in Prag bleiben — er darf nicht mit seinem Oheim zum Heere.«

— »Ich werde dafür Sorge tragen, gnädige Frau. Ich habe Zutritt im Hause des Fürsten.« —

»Und Xaver, Pater Xaver!« rief die Frau von Milota plötzlich in seelenvollem, bittendem und schmerzerfülltem Tone, »ich kann Euch ganz, ich kann Euch unbedingt vertrauen? Nicht wahr?« —

— »Ihr meint, gnädige Frau,« erwiderte lächelnd der Priester und legte die Hand auf's Herz, »ich könnte Euch verrathen, Euch gegen eine höhere Summe an diese reichen Emporkömmlinge verkaufen? Ich diene dem Orden — Ihr habt den Orden reich beschenkt, und so dien' ich Euch, weil mir der Auftrag geworden. Der Priester gehorcht unbedingt seinen Oberen. Ich weiß es, Ihr

wollt Eure Feinde verderben und ich leihe Euch die Hand dazu, ein Mal weil es mir so geboten und — dann weil ich von Einem Jener, die Ihr haßt, eine bittre Ehrenkränkung dereinst erfahren. So gehe ich denn auch gerne mit Euch Hand in Hand. Und der Orden — der Orden grollt, weil man bei jener Erbtheilung sein vergessen. Dies Alles mehr, gnädige Frau, als jeder Schwur und jede Betheuerung, mag Euch beruhigen. Wir wissen es, der Herzog war dem Orden nicht hold, und Pater Lamormain hat mit an seinem Sturz gearbeitet, aber die, so jetzt auf den Mächtigen gefolgt, sie tragen seinen Uebermuth zur Schau, doch seine Hoheit nicht, und seine Kraft. Sie glauben in seiner Rüstung stecke sein Geist und meinen uns noch leichter beseitigen zu können. Wir vergessen nichts und überlegen Alles. Da Ihr Euch ganz in unsere Obhut, und ich könnte sagen, in unsere Macht begeben — so gefährdet mich das aufrichtige Geständniß nicht.«

»Ich glaub' Euch, ja ich glaub' Euch!« rief die Freifrau, »wie ich an die Wahrheit meiner Todesstunde glaube und an den Beruf meiner Sendung. — Lebt wohl jetzt und habt Nachsicht mit meiner Ungeduld.«

Sie erhob sich nach diesen Worten und reichte dem Pater zum Abschied die Hand, welche dieser abermals, und ganz gegen die geistliche Regel, küßte.

Er entfernte sich leise wieder durch die Tapetenthüre,

wie er gekommen, die Dame sank in ihren Sessel zurück und barg seufzend das Antlitz in ihren Händen. Es herrschte dieselbe Oede und Stille in der weiten Halle, nur daß manchmal ein Funken in der verglimmenden Asche knisterte und der herbstliche Nachtwind an den hohen Fenstern klirrte.

Plötzlich, wie einen Gedanken aufraffend, erhob sich Frau von Milota, schritt durch den Saal in stolzer Haltung nach dem Kamine zu, und trat vor jene Bilder. Durch einen raschen Zug befreite sie dieselben von ihrer Hülle. Es war — zur Rechten — das Conterfei eines ernsten, ja finsterblickenden Mannes, von dessen Stirne die Weihe des Genius und die Gewohnheit des Herrschens leuchtete, in reichem Feldherrnschmucke, den Kommandostab in der Hand; zur Linken das sanfte Abbild einer Frau von vierzig Jahren etwa, deren Züge den unverkennbaren Stempel der Aehnlichkeit mit dem Antlitz der Frau von Milota trugen — was sich jetzt, zumal in dieser Dunkelheit, nur dem geübten und erfahrnen Auge der Freifrau zur Anschauung darbot.

Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, während sie zu den Bilder emporblickte, dann preßte sie die Hände vor ihre Augen und sagte mit dem Ausdruck eines wahrhaften, untilgbaren Schmerzes:

»Sie schwelgen auf des Lebens Höhen, und Ihr — Ihr wohnt in Nacht und Grauen bei den Todten. Der

Verrath jubelt im Prunkpalast, und Ihr modert still in der kalten Gruft der Karthause. Der Glanz hat Euch gelogen; Dir die Sterne — —: nein! nein! der Menschenwitz hat gelogen und es gelüstete der Erbärmlichkeit einmal Göttergestalten zu beugen, zu zerschmettern, um sich mit ihrem Purpur zu bekleiden.«

Es folgte eine schauerliche Pause, nur die tiefen Athemzüge der leidenden Frau waren hörbar, dann, wie sich ermannend, sagte sie im Tone einer bittern Ergebung:

»Es ist gut, daß ich der Thränen längst entwöhnt bin; sie frommten mir nicht auf diesem Lebenswege. Ich muß noch Alles abstreifen, Alles vergessen, was man sonst mild und sanft und weich und — schwach beim Weibe nennt.«

Sie verdeckte die Bilder wieder und trat zurück.

An der großen Eingangsthüre ließ sich ein Geräusch vernehmen.

Der eine Flügel öffnete sich zur Hälfte und ein blondes Mädchenhaupt tauchte lauschig herein in das Dunkel und erhellte dasselbe durch seine Schönheit und seine blendend weiße Erscheinung wie mit Tagesschimmer.

»Darf ich?« sprach leise eine weiche, reine Stimme, in welcher aller Wohlklang der Jugendlichkeit und eines engelreinen Sinnes bebte, »seid Ihr allein?«

»Komm Boh'umila!« versetzte die Freifrau, welche inzwischen wieder an ihrem Tische Platz genommen hatte

und damit beschäftigt war, die zerstreuten Papiere zu ordnen; »ich bin allein und unbeschäftigt.«

Das junge Mädchen schloß die Thüre und schwebte fast unhörbar näher. Sie war wie die ältere Dame mit schwarzen Gewändern bekleidet, aus diesen aber ragte das Köpfchen, von den schönsten, reichsten blonden Locken umgaukelt, wie ein Lilienkelch empor und wieder, als sie durch die Finsterniß den Saal entlang schwebte, glich dieses Haupt in seinem milden Glanze einem Stern, der leise unter einem nachtschwarzen Himmel dahinzieht.

Beim Sessel der Freifrau angelangt, sank sie zu den Füßen derselben in die Kniee und küßte zärtlich ihre Hand. Dann erhob sie das Angesicht zu ihr empor und fragte mit demselben süßen und seelenvollen Stimmenklange:

»Seid Ihr auch heut so bekümmert, wie gestern, gute Mutter?«

Jetzt, wo der helle Schein der Lampe das Antlitz des jungen Mädchens anstrahlte, erschien erst die volle, wunderbare, reine Schönheit seiner Linien und Züge in ihrer ganzen Herrlichkeit. Die schönsten blauen Augen leuchteten unter einer schneeweißen, klaren, sinnigen Stirne, auf Wangen und Kinn waren die frischesten Rosen des Lenzes gehaucht, rein und scharf in seiner Biegung und dennoch weich war das Profil, der kleine blutrothe Mund zum Entzücken und noch entzückender, wenn ihm ein Ton

entquoll, den er mit dem schmeichlerischen Lächeln nur hinauszusenden bemüht war. Die kleinen Hände und der schmale Streif des Halses, den die steife Krause bloß ließ, schienen Alabaster, in dem ein glückseliges Leben, der Schöpferhauch eines Pygmalion, pulsirte, die Gestalt war schlank und doch nicht schmal, biegsam, feenhaft und doch schwellend: die ganze Erscheinung, kaum sechszehn Jahre alt, erschien so, als wäre sie über Nacht nach einem holden, dem letzten Kindertraume, zur Jungfrau herangereift; wie in einer Sommernacht die Rosenknospe ihre grüne Hülle sprengt und leis' und verschämt die ersten duftigen Purpurblätter ihres Kelches lös't.

Das Mädchen schien einem Feenmärchen entnommen und füllte namentlich das Dunkel und die bange Einsamsamkeit des schauerlichen Saales mit einem unnennbaren Zauber. Aber diese Stimme gehörte der Erde, — sie gehörte der Erde an, wie die Nachtigallentöne in lauer Mondnacht zwischen wallenden Blüthendüften und leisem Erlengeflüster am glitzernden Bache.

»Deine Mutter,« wiederholte Frau von Milota mit einem Seufzer und streichelte zärtlich die Lockenfülle des Mädchens, — »o, wär' ich Deine Mutter, vielleicht zög' dann ein sanfteres, ein friedlicheres Gefühl in meine Brust und theilte darin die Herrschaft mit den Dämonen, die Schmerz, Erinnerung und — und Tod heißen!"

— »Und seid Ihr nicht so gut, wie meine Mutter,« erwiederte das Mädchen mit dem Ausdruck des Trostes, »ja, Ihr seid meine Mutter, seid mir Alles in der Welt: nur Gott ist mir noch höher — doch fremder, weil ich ihn wohl noch nicht ganz erkannt habe. — Als Ihr durch Budweis zogt, die hohe, mächtige Frau, und meine alte Wärterin, gleich mir verlassen und dem Elend preisgegeben, Euch um ein Almosen ansprach für eine arme Soldatenwaise, da gewährte Euer edles, großmüthiges Herz dies nicht allein, nein, Ihr wurdet meine zweite Mutter! Ach, ich habe die erste kaum gekannt, doch kann sie nicht anders, nein, nicht so edel und erhaben zugleich gewesen sein, wie Ihr! Der Vater, ein kaiserlicher Hauptmann, war in der Schlacht gefallen, die Mutter, nach Böhmen zurückkehrend, erlag dem Mangel und der ansteckenden Seuche und ich selbst blieb hilflos eine Last der hilflosen treuen Dienerin, die für sich und mich arbeitete und — bettelte! Ich war ein Kind damals und kann erst jetzt den Abstand ermessen, der mich von meinem Elend trennt, dem ich anheimzufallen bestimmt schien. Damals begriff und fühlte ich nichts, aber jetzt weiß ich, was es heißt arm und verlassen sein, und male mir mit Schaudern das Loos aus, das mir bestimmt war, gäbe es keine Engel auf Erden!«

»Du hast das schon so oft besprochen, gute Bohumila,« entgegnete die Freifrau, »von etwas Anderem.,« — —

»Nein, Mutter, ich kehre immer wieder und gern zu der Erinnerung zurück; der Gerettete erfreut sich ja sein Leben lang seiner Errettung! Kaum hörtet Ihr den Namen meiner Mutter, und daß sie ein Fräulein von Hodejowa, — Ihr hattet sie in frühern Jahren nur flüchtig gekannt — kaum saht Ihr mich in meinen ärmlichen Lumpen, die jede andere vornehme Frauen eher abgestoßen hätten, so sagtet Ihr zu meiner alten Wärterin: „Gib mir das Kind und folge mir, ich will auch für Dich sorgen!« — Und so geschah es: ich fand an Eurer Brust ein Mutterherz und Bjeta, meine erste Wohlthäterin, einen glücklichen Lebensabend in Eurem Hause, und brauchte sich von mir, die ihr als der Mutter Vermächtniß wie ihr eigen Kind galt, nicht zu trennen, bis sie der Tod trennte.« —

»Sie hat Dich geliebt, Bohumila!« warf Frau von Milota ein, »weil Du auch gut bist, und gestehen muß ich wohl, in dieser niedern Dienerin Brust schlug ein Herz — einer Edlen werth. Vielleicht wohnt Treu' von jetzt an nur bei gemeinen Leuten; denn die wir erhoben selbst, waren es dann nicht mehr.«

»Und wenn ich so für mich sinnen mag,« fuhr das Mädchen fort, »ist jeder Tag und jede Stunde meines ferneren Lebens nur mit Zügen Eurer Güte und Großmuth bezeichnet. Selbst in jener Schreckensnacht zu Eger dachtet Ihr zuerst an mich, in Eure Arme; —

doch —« unterbrach die Erzählerin über sich selbst erschrocken den Fluß der Worte, — »Ihr habt streng verboten, daß ich mit einem Worte nur jener Zeit — der Vergangenheit gedenken soll, — und — ich Thörin betrübe Euch mit demselben Athemzug, der Euch erheitern wollte!«

Sie preßte ängstlich und verlegen die Hand vor die Augen.

»Ich verzeihe Dir, Bohumila!« entgegnete sanft Frau von Milota; »um Deiner Liebe zu mir; um meiner Liebe willen muß ich nur beklagen, daß ich Dir keinen Frühlingsgarten schaffen konnte für Deine schönste, Deine Frühlingszeit. Armes Kind! Sieh diesen düstern Raum, der uns umgibt! so werden vielleicht alle, alle Tage unserer Zukunft sein: finster, rauh, winterlich; vielleicht noch angefüllt mit Gestalten des Entsetzens. — Und von dem, was Du an mir gethan, Du Lebensengel in der Gruft, sprichst Du nichts.« —

— »Ich bin nicht arm, Mutter!« rief Bohumila und schlang die Arme um den Hals der Dame, und bedeckte ihren blassen Mund mit Küssen, »ich bin unendlich reich, wenn Ihr mir freundlich seid und wär' im Himmel, wenn — Ihr wieder glücklich werden könntet!« —

Die letzten Worte setzte sie zögernd und leiser, mit dem Ausdruck der tiefsten Wehmuth und zwischen Weinen hinzu. —

Es war in der That ein rührendes Bild, diese zwei schönen Frauen in ihren dunklen Gewändern eng an einander geschmiegt zu sehen; hier das jugendlich schwellende Leben vom Morgenhimmel der Zukunft unwillkürlich angehaucht, dort ein zertrümmertes Dasein, den düstern grollenden Blick nach der Vergangenheit und ihren Gräbern gekehrt und von ihr eine künstliche Kraft saugend, beide in ihrem Schmerz aufgelös't, die Worte ängstlich meidend, die an ihn mahnten und die Brust doch erfüllt von ihm, — und dann wieder die Liebe in ihrer Seele, gegenseitig, ungetheilt, für kein anderes Wesen weiter auf der Welt vorhanden! — —

Bohumila gewältigte sich, sie drängte die Thränen zurück und sagte, in einen andern Ton weichend, rasch — aber doch mit stockender Stimme:

»Ich wollte fragen, gute Mutter, ob ich Morgen wieder in die Kirche gehen darf, mit Madlena? Es ist Sanct Lucasfest, also ein Feiertag.«

— »Doch nur zu den Kapuzinern, Bohumila, nicht wieder auf den Strahof. Und daß Du Dich nicht entschleierst, wie das letzte Mal.«

»Seid unbesorgt, Mutter! — ich empfing nach der Beichte die Hostie in der finstern Kapelle, und als ich wieder heraustrat, vergaß ich den Schleier wieder vorzunehmen, bis wir im Freien waren. So kam es, daß uns aus Neugierde der fremde Mann folgte und dann

über eine Stunde lang hier vor dem Hause stand, wie Madlena beobachtete, — um etwas auszukundschaften.«

»Bedenk', mein Kind, daß wir hier unerkannt sein müssen, daß wir nur zu wählen haben zwischen lebendigem Todsein, dem Schein des Todes und der Schande: Letzteres ist schrecklicher! Deine Unvorsichtigkeit könnte uns den Spähern unserer Feinde verrathen und — lieber den qualvollsten Tod, lieber noch einmal lebendig begraben in der Gruft, als vor ihren Augen zu erscheinen, ein Schauspiel des Mitleids, des geringschätzenden Hohns, ein Spottbild gesunkener Größe! — Basil soll Euch von nun an begleiten und jeden Zudringlichen abwehren.«

»Ich möchte wetten, Mutter! jener Fremde hat unser Antlitz gar nicht gesehen; es war so finster in der Kirche, — und ich selbst ahnte es nicht, daß uns Jemand verfolge. Ein Herr vielleicht, der Langeweile hatte.« —

»Geh' jetzt zu Bette, liebes Kind,« sagte Frau von Milota, »es ist schon spät; auch ich sehne mich nach Ruhe; dann schicke mir die Dienerin.«

Bohumila erhob sich, küßte der Dame Hand und Mund und entfernte sich langsamen leisen Schrittes. —

Die Freifrau sah ihr nach, bis die blonden Locken zwischen der Thür verschwanden; dann rang sich ein tiefer Seufzer von ihrem Herzen los und sie sprach gepreßt

und mit schauerlicher Betonung: »Du armes Kind — — armes Kind! Vielleicht auch Du ein Opfer!« — —

Ihr Haupt wollte wieder auf den gestützten Arm sinken und ein peinliches Nachdenken schien im Anzuge zu sein, aber sie entrang sich diesem gewaltsam, ordnete vollends ihre Papiere, verschloß dieselben in einem Wandschrank und rührte dann das silberne Glöcklein auf dem Tische, um die noch immer zögernde Dienerin herbeizurufen, die ihr in ihr Schlafgemach leuchten sollte. —

— Und als sie noch lange schlaflos dachte und sann, da ward der Gedanke in ihr ein Gebet: »Wenn es das Schicksal nicht will, und wenn die Leidenschaft sie nicht hinabführt zu ihrem eigenen Verderben, so möge sie nicht zu Grunde gehen. Dem Verhängniß genüge mein Opfer!« —

2.

Wir müssen dem Leser, weil es der Lauf der Geschichte bringt, ein ähnliches, wenn auch in Vielem verschiedenes, Bild schon jetzt vor Augen führen.

Es war im Kinsky'schen Palais, auf dem großen Ring in der Prager Altstadt, wo ein junges Mädchen seit Anbruch der Dämmerung der Wiederkehr ihres Vaters harrte.

Dieser Vater war der frühere Obrist, jetzt General und Reichsgraf Buttler, einer von Wallensteins Emporkömmlingen, sein Verräther und das Haupt jener Verschworenen, die für schnöden Lohn allein ihren Feldherrn verriethen und durch einen gemeinen Mord ihm die Möglichkeit der Rechtfertigung abschnitten.

Sie sind gebrandmarkt in der Geschichte; aber in ihren Augen hatte im Augenblicke der That eine kaiserliche Gnadenkette höhern Werth, als der Ruhm oder der Abscheu aller folgenden Jahrhunderte.

Als Leopold der Erste, von seinen Schmeichlern wegen einiger Türkensiege, die seine Feldherren erfochten,

der Große genannt, bei seinem Krönungseinzug in Prag am Wallenstein'schen Palaste vorüberritt, machte ihn ein Höfling auf das Haus aufmerksam, indem er sagte: »Hier wohnte der Verräther.«

Der Herrscher wandte sich mit ernster Miene gegen ihn und entgegnete: »Weißt Du das gewiß, daß er ein Verräther war: — ich weiß es nicht.«

Man kann daraus entnehmen, daß es beim kaiserlichen Hofe nicht einmal ausgemacht war — ob Wallenstein wirklich ein Empörer, ein Verschwörer, ob er mit den Feinden Oesterreichs unterhandelt, ob er die Absicht gehegt, den Commandostab diesmal nicht wieder demüthig in die Hände der Hofschranzen niederzulegen, sondern auf seinen Vertrag, den er feierlich mit dem Kaiser geschlossen, fußend, seine Sache auf ein Terrain zu verlegen, wo ihm die Willkür nichts mehr anhaben konnte.

Die verdienstvollen Diener werden die lästigsten und der Undank erzeugt Verräther. Die Majestät der Krone duldet nicht gerne neben sich die Majestät des Ruhmes, die sie zu überstrahlen droht. —

Ferdinand konnte es nicht vergessen, daß sein Wort, sein Gesuch bittend zu den Füßen eines Unterthans gelegen, daß er hatte sagen müssen, »wenn Du mich nicht rettest, mein General, so bin ich verloren; nicht ich allein — sondern das ganze Haus Habsburg.«

Die Bedingungen waren dem deutschen Kaiser und

König und Herzog abgezwungen worden von einem Unterthan, — einem Unterthan, den doch die kaiserliche Willkür in jedem — das heißt — im günstigen Augenblick vernichten konnte.

Vergeben vielleicht, aber nie vergessen, wird ein Fürst die ihm widerfahrene Demüthigung. Eben so wenig wird ein Weib Untreue vergessen, wenn ihr Herz längst die Verzeihung ausgesprochen.

Die mächtigen Vasallen werden lästig, zumal wenn sie übermächtig sind einem unbedeutenden Fürsten gegenüber. Belisar mußte geblendet werden.

Und im Heere, an der Spitze des Heeres, in Deutschland und vor Deutschland war Wallenstein, der gewaltige Friedländer Herzog, — der Kaiser. Ferdinand durfte keinen Kaiser neben sich dulden. Nur der Herzog allein konnte zu kriegerischen Ehrenstellen befördern, wen der Kaiser begnadigte, — der sollte deshalb nicht auch vor dem Herzog straflos sein.

Doch, wir wollen hier das Document wörtlich anführen, gegen dessen Einantwortung allein Wallenstein, nachdem sein Vetter Maximilian und der Fürst Eggenberg mit vielem Eifer die Unterhandlung gepflogen, zur Wiederübernahme und Ausrüstung neuer Truppen sich hatte bewegen lassen.

Dies Document ist glücklicher Weise nicht vernichtet worden, auch nicht im Moder eines Staatsarchivs unter-

gegangen. Freilich — wer gezwungen ist eine solche Schuldverschreibung auszustellen —, kann den Gläubiger nicht lieben.

Den Mord Wallensteins wollte Ferdinand nicht: er, der Kaiser, wollte ihn nur noch einmal absetzen, demüthigen, ihn eben so tief erniedrigen, als er ihn erhoben; aber seine Creaturen, die Creaturen des Hofes und der Jesuiten, wußten, daß der Mord rascher, leichter und sicherer zum Ziele führe, als Gefangennehmung; denn der lebende Wallenstein konnte doch wieder einmal steigen und dann — ja dann —!

Doch, lesen wir die Punctationen, unter welchen Wallenstein wieder der Feldherr und — Diener des Kaisers wurde:

Sie lauten: Erstens. Soll Herzog zu Friedland nicht allein der Römischen Kaiserlichen Majestät, sondern auch des ganzen Hauses Oesterreich, und der Krone Spanien Generalissimus sein. Zweitens. Soll dem Herzog von Friedland das angenommene Generalat in absolutissima forma conferirt seyn. Drittens. Soll Röm. Majestät, Ferdinandus II. sich nicht persönlich bei der Armada befinden; viel weniger darüber zu commandiren haben; sondern wenn das Königreich Böheim recuperirt und wieder erobert, sollen hochgedacht Ihro Röm. Maj. zu Prag persönlich residiren, welcher Don Balthasar de Marradas mit 12,000 Mann zu einer Salva guardia

im Königreich Böheim, so lang bis ein Universal-Friede im Röm. Reich deutscher Nation statuirt werde, aufwarten solle; dann er Herzog zu Friedland befinde, daß die Böhmen einen wesentlichen Regenten, und die Person ihres Königs haben müssen, solcher Gestalt seyn der König und sein General um desto mehr versichert. Viertens. Kaiserliche Assecuration auf ein österreichisches Erbland in optima forma wegen einer ordinari Recompense. Fünftens. Nach occupirten Ländern das höchste Regal im römischen Reich als eine extra ordinäre Recompense. Sechstens. Die Confiscation im Röm. Reich in absolutissima forma dergestalt, daß weder der Kaiser, Reichshofrath u. kaiserl. Hofkammer, noch das Kammergericht zu Speyer einiges Interesse davon prätendiren, oder hierinnen, es sei gleich generaliter oder particulariter einige Decision zu geben, oder sonsten Eintrag zu thun, Macht haben sollen. Siebentens. Daß der Herzog zu Friedland, wie in Confiscations, so auch in Pardonssachen liberrime und durchgehends zu disponiren haben soll; da auch schon dem Einen und dem Andern salvus conductus am Kais. Hofe ertheilt u. Pardon gegeben wurde, daß doch solcher Pardon, ohne des Herzogs von Friedland darüber ertheilte Confirmation, keine Kraft habe, auch nur ad vitam et famam, und nicht ad bona sich erstrecke; der Real-Pardon aber, bei dem Herzog gesucht, und von demselben ertheilt werden solle;

dann die Röm. Kaiserl. Majestät wäre gar zu mild, und ließ geschehen, daß ein jedweder, so an den Kais. Hof käme, pardonnirt würde: dann anderer Gestalt würden die Mittel, dero Obristen und Offizire zu remuneriren, auch die Soldatesca zu contentiren, abgestrickt. Achtens. Da aber etwann, über kurz oder lang, ein Friedens-Tractation im Reich angestellt werden solle, daß er, Herzog zu Friedland, wegen seines Privat-Interesse, unter Andern das Herzogthum Mechelburg (Mecklenburg) betreffend auch mit in die Capitulation soll gebracht werden. Neuntens. Sollen ihm alle Spesen und Mittel zur Continuation des Krieges hergegeben werden. Zehntens. Sollen alle Ihro K. Maj. Erblande zu sein und seiner Armada der Rücken und Retirada offen stehen.« — —

Nach Wallensteins Ermordung in Eger ließ Buttler die Offiziere zusammentreten, zeigte ihnen die Beweggründe seiner Unternehmung an und ließ sie auf's Neue dem Kaiser den Eid der Treue schwören. Hierauf reis'te er unverweilt mit Deverour nach Wien, um dem Kaiser mündlichen Bericht über die blutige Angelegenheit abzustatten.

Ferdinand war eben in seiner Hofcapelle; als er Buttler erblickte, reichte er ihm die Hand, berief ihn in sein Zimmer, belobte seine treuen Dienste und ließ ihm durch den Erzbischof von Wien eine goldene Kette, woran

ein Gnadenpfennig, umhängen. Er erhob ihn zum Kammerherrn und verlieh ihm den Grafentitel.

Für die »Hingerichteten« ließ der Kaiser drei tausend Messen lesen.

— Buttler blieb noch einige Zeit in Wien, wo ihn die jesuitische Partei auszeichnete; Deveroux eilte nach Prag zurück, wohin ihn die Liebe zu Buttlers schöner Tochter trieb, denn ihre Hand war zugleich mit der Preis des Verrathes.

Es wird dem Leser bekannt sein, daß gleichzeitig mit Wallenstein sein Schwager Terzky (Trczka von Lippa), Wilhelm Kinsky und Hauptmann Neumann ermordet wurden.

Als der Kurfürst von Sachsen von dem blutigen Auftritt zu Eger Nachricht erhielt, ließ er in Pirna die Wohnung des ermordeten Kinsky durchsuchen. Man fand in derselben dreißig tausend Stück Ducaten Wallensteinischen Gepräges und acht tausend, die noch nicht geprägt waren. Der Herzog hatte diese Summe erst vor Kurzem aus Böhmen nach Pirna geschickt.

Der Kurfürst confiscirte dieses Geld, trotz der Protestation der Witwe Kinsky's, doch gestattete er später derselben und ihren Kindern sich in Dresden aufhalten zu dürfen.

Die Scene, welche wir dem Leser hier schildern wollen, erinnert, wie erwähnt, insofern an die eben dargestellte,

als hier nicht ein junges Mädchen zu den Füßen einer trauernden Frau, sondern ein schon dem Greisenalter nahestehender Mann, ein Vater zu den Füßen seiner Tochter liegt, die er abgöttisch verehrt, auf die er alle Liebe übertragen, die er der unglücklichen Mutter einst hartherzig entzogen.

In seiner überschwänglichen Zärtlichkeit gegen das junge Mädchen lebte ein Theil jener Reue, der sich kein Mensch ungescheut zu entziehen vermag: der nagende Wurm einer alten noch nicht getilgten Schuld.

Der neue Graf Buttler lag in der That zu den Füßen seiner schönen Tochter.

Mit ihren weißen Händen, die blendend waren wie Lilienblätter, spielte sie in seinen grauen Locken und das frische jugendliche Antlitz, die schönen schwarzen Augen neigten sich liebevoll hernieder über den glücklichen Vater.

»Katharina — meine Katharina!« sagte der General, »des Kaisers Gnade hat mich reich beschenkt, — ich komme, um Dir eine Grafenkrone in die Locken zu flechten. Des Grafen Buttler Tochter heißest Du hinfür, mit goldnem Wappen werde ich von nun an alle Räume schmücken, die Dich umgeben.«

»Und diese Kette, Vater?« fragte das Mädchen und spielte mit dem goldenen Schaustück.

»Ist meines Kaisers Geschenk — der Lohn meiner Treue,« versetzte der General, »Ferdinand weiß, wie

ihn der Verrath bedroht und — doch sage mir, Kind — hat Deveroux noch keinen Platz in Deinem Herzen erobert? Du würdest mich unendlich glücklich machen, wenn Du seiner Bewerbung Gehör schenktest, wenn ich ihn — den des Kaisers Gnade auch reich belohnt, — bald meinen Eidam nennen könnte.«

»Aber Vater,« sagte das Mädchen leichthin und harmlos, »er macht mir Grauen — ich hasse ihn nicht, doch seit ich weiß, daß er den Herzog ermordet, daß er es war, der ihm, seinem Wohlthäter, die Hellebarde in die Brust stieß, weht es mich in seiner Nähe an, wie der Tod.«

— »Mädchen, mein holdes Kind,« versetzte Buttler rasch, doch wandte er sein Haupt ab, als vermöge er den engelreinen Blick seines Kindes nicht zu ertragen, — »nur unsere Feinde sind's, die jetzt, nachdem das Nothwendigste geschehen, unsre That mit dem Gifte der Verläumdung besudeln.«

»Und Du warst doch dabei, mein Vater, Du mußt es wissen, ob Deveroux —?«

— »Es drangen dreißig meiner Dragoner in's Haus — es entstand ein furchtbares Getümmel: ein Moment —— und die That war geschehen. — Beim ewigen Gott, meine Tochter, ich hätte den Friedland gern gewarnt, als es noch an der Zeit war. Aber hier galt es nur gleichzeitig mit ein Verräther sein oder des Kaisers treuer Diener und des beschwornen Eides eingedenk. — Mein

theures Kind, Du bist noch zu jung, zu kindlich unbefangen, um den oft so furchtbaren Ernst des Lebens, um den Kampf der Parteien, um die Tollkühnheit der Herrschsucht und die nöthige Strenge des von Gott eingesetzten Herrschers zu ermessen; glaube aber Deinem Vater, der, was er gethan, nur aus Pflichtgefühl that, und was er an Lohn empfing, nur für Dich errungen, mein süßes Mädchen! Binnen Kurzem wird die Welt gelinder und gerechter richten über das Strafurtheil des Friedländers und seiner Genossen. Zu offenkundig war der Verrath und schon zu gefahrdrohend die Verschwörung. Noch ein Moment des Zauderns und Wallenstein hätte Böhmens Königskrone vom Haupte des Kaisers gerissen.«

»Wenn er aber gefangen wurde,« warf das Mädchen ein, »und dem Kaiser ausgeliefert, dieser wäre ihm vielleicht ein milderer Richter gewesen! Ach, der Tod schneidet ja jede Rechtfertigung, jede Versöhnung, jede Gnade und Hoffnung ab!«

»Und die drohende Gefahr, die über unsern Häuptern, die über der Sache des Kaisers schwebte, rechnest Du für nichts? Nur der gewaltige Schrecken konnte die Empörer, seinen noch immer mächtigen Anhang, in seiner Plötzlichkeit lähmen. Es waren Männer, kriegserfahrene Männer, die die Nothwendigkeit der That und ihren Ausgang wogen. Der lebende Wallenstein blieb dem Kaiserhause stets gefahrdrohend; selbst in Banden und

Ketten; denn einmal schon hatte er sich von seinem Sturze erhoben, einmal schon den Kaiser gezwungen, die Majestät, sage ich, ihn, den Emporkömmling, um Hilfe anzuflehen, ihm das Kommando unter den härtesten Bedingungen aufzudringen. Er hat den Kaiser, den größten Monarchen der Welt, tief gedemüthigt: das durfte nicht ein zweites Mal geschehen, — der Ansicht war man bei Hofe, so sprach man nur laut darüber.«

»Aber, Vater, sage mir, muß denn dieser blutige Krieg fortgeführt werden; es ist doch entsetzlich! Seit ich zu denken vermag, erinnere ich mich nur an Heereszüge, Schlachten, Belagerungen, Städtebrand und Noth und Elend ringsum! Ist denn alle Liebe, aller Frieden aus der Welt gewichen? — O, wir leben in einer grausamen, blutigen Zeit!«

— »Glaube mir, mein Kind, mit Wallensteins Falle wird auch der Frieden nicht länger auf sich harren lassen. Der Kaiser, der ganze Hof, selbst Lamormain ist zum Frieden geneigt. Aber der Herzog bedurfte des Krieges um seinetwillen. Er gewann ihm Schlachten, um für sich zu erobern, um unermeßliche Reichthümer zu sammeln. Die Ehrbegierde ging mit der Habsucht Hand in Hand. Genügte ihm ja selbst nicht der Besitz des Herzogthums Mecklenburg als kaiserliches Geschenk; er verlangte noch dazu ein kaiserliches Erbland, als unbestrittenes, unbestreitbares Eigenthum. — Für Deinen unbefangenen

Sinn, meine Tochter, sprach ich zum großen Theil in Räthseln. Was frommt Dir, Du zarte Blume, der Einblick in Kriegs= und Staatsactionen? — Ich will Dich nur auf Blumen und seidene Kissen betten; dort ist Dein Platz. Zu lange schon bist Du mir bald fern, bald näher auf meinen Kriegszügen gefolgt. Da herrschte eine rauhe Luft, die Dich angeweht, und doch bist Du so hold und sanft geblieben. — Gedulde Dich, meine Tochter: bald erkämpfen wir — nicht neue Schlachten — sondern den Frieden. Beide Parteien sind des blutigen, langjährigen Tagewerkes müde, sie sind erschöpft und sehnen sich, wie jede Kraft in der Natur, endlich nach Ruhe. — Und der Frieden wird bald, recht bald kommen. Ich bringe Dir, meine Tochter, selbst das erste grüne Reis, das duftige Kleeblatt und schmücke Dir die Locken damit, Dein lieblich Haupt. — Dann ziehen wir, wenn der nächste Lenz erscheint, hinaus auf unsere Güter, unsere Schlösser, und zwischen Wald und Bergen, an Thal und Seen leben wir ein freies, wonnereiches Dasein, inmitten einer blühenden Natur. — Und wenn wiederum der Herbst erscheint, die Octoberwinde wehen, — dann fort von den beschneiten Gefilden, auf nach dem prächtigen Wien, an die Ufer der mächtigen Donau, in den Schatten des Kaiserpalastes. — Hier, meine Tochter, führ' ich Dich ein unter die Reihen der Großen von zehn vereinigten Reichen, an den Hof mit seiner

spanischen, ehrwürdigen Pracht, unter das Gnadenauge des Kaisers und seiner erhabenen Gemahlin. Wie soll Dein Blick geblendet werden von all' der Pracht, von diesem Glanze! Und Deine Schönheit, Deines Vaters Verdienste sollen Dir dort Triumphe bereiten, wie Deine kindliche Seele sie jetzt kaum zu ahnen vermag.« —

»Und doch, mein Vater,« fiel das Mädchen ein, »glaube ich, daß mich der Reiz der ländlichen Einsamkeit, die Du eben geschildert, viel lieblicher locken würde, als aller Prunk und Glanz der Kaiserstadt. Ich werde vielleicht nicht aufzuathmen, aufzublicken wagen in der stolzen Kaiserburg, erdrückt von all' dem Neuen, das ich zu sehen bekomme. Doch auf dem Lande, unter Blumen und Bäumen, an der Quelle fröhlichem Rauschen, beim Gesang der Nachtigallen, im mondbeglänzten Walde würde ich bald heimisch sein.«

— »Noch vermagst Du das nicht zu ermessen, mein Kind; das Eine ist Dir bekannt, das Andere fremd. Der Glanz der irdischen Größe ist gar verlockend, herausfordernd. Mit jedem Schritt auf der Leiter zu ihr, regt sich in der bescheidensten Brust der Drang zum Weiterklimmen. Nur empor! ruft es Dir beständig zu, und nur widerwillig kehrt der Blick nach der überstiegenen Tiefe zurück! — Du weißt, ich selbst ward nicht zu Rang und Glanz geboren, war armer Leute Kind. Ich konnte auf nichts bauen, als auf ein armes, unbe-

kanntes Dasein. Da griff ich zum Kriegeshandwerk, hier blühte mir entweder der blutige Lorbeer und mit ihm Glück und Ruhm, oder es blühten mir frühzeitig die Rosen eines ruhmvollen Schlachtentodes. Nun — das Schicksal hat es mit mir gut gemeint: Es gab mir den Lorbeer und Rang und Reichthum. Und seit ich besitze, mein Kind, ist der Drang nach Mehrerem stets lebendiger, mächtiger in mir geworden. Es ist ein Durst, der ungesättigter wird während des Trinkens. — So wird's auch Dir ergehen, meine Tochter: Pracht und Schönheit werden Dich immer weiter locken, Dir immer lieblicher winken. Die Gräfin Buttler wird dann nicht zurückkehren mögen zur Einfachheit der vormaligen Tochter des schlichten Kriegshauptmanns. — Und wenn ich dereinst gar Dir eine Fürstenkrone auf's Haupt setze! Der Wallenstein war auch nur ein schlichter Edelmann, und doch umschlang ihn der Herzogsmantel, bevor ihn eigne Untreu zerschmetterte und ihm nur ein rothes Bahrtuch ließ.« —

Buttler unterbrach sich plötzlich; die Erinnerung an den rothen Teppich, in den man nach der Ermordung den Leichnam des Friedländers schlug und auf den Hof in eine Ecke legte, wo ihn der Frost des Februar so erstarren machte, daß man die Glieder gerade biegen mußte, um ihn in den einfachen Bretterkasten zu legen, der nach Gitschin geschafft wurde; — diese Erin-

nerung tauchte unheimlich und grauenhaft plötzlich in ihm auf.

»Ja, meine Tochter,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, indem er sich erhob, »die Zukunft wird Dir die schönsten Rosen streuen. — Doch jetzt, gute Nacht, — ich bin müde von der weiten Reise und sehne mich nach Ruhe. Möge ich Dich morgen recht heiter und froh begrüßen. — Und wenn Deveroux erscheint, so entzieh' ihm nicht ganz einen Deiner freundlichen Blicke, die wie die Sonne erwärmen können.«

Das Mädchen antwortete nur durch einen Seufzer. — Buttler küßte sie auf die Stirne und ließ sich von seinem Kammerdiener in sein Schlafgemach geleiten.

Dieser hatte sein Lager in demselben Gemache; denn seit der Affaire in Eger war der Schlaf des Generals ein unruhiger geworden.

3.

In der Schenkstube des Brauhauses auf der Brückengasse, welche den Lesern meiner frühern Romane: »Wallensteins erste Liebe« und »die Tochter des Piccolomini«, die ich beide als die Vorläufer der gegenwärtigen Dichtung betrachte, wohl noch bekannt sein dürfte, saßen von den vormaligen Stammgästen noch der Kürschner und Hausbesitzer Hostal und der Fleischer Soyka. —

Beide waren seither gealtert, sichtbarer aber der Kürschner, er war noch hagerer, sein Haar noch grauer und spärlicher, seine Laune noch grämlicher, sein Widerspruchsgeist noch starrer geworden. Der Fleischer dagegen hatte nur bedeutend an Fülle zugenommen, auf den breiten Schultern, dem nervigen Halse, saß noch immer das frische, rothe, lachende Gesicht, die Nase war stark geröthet, aber der Hinterkopf fast gänzlich kahl. Die Vorliebe für einen frischen Trunk war ihm treu geblieben, ja, sie war noch leidenschaftlicher geworden.

Der Bader Kostelezky oder Magister Kostelecensis, der Dritte in diesem Bunde, fehlte an diesem Abend,

wie schon seit einer Reihe von Jahren. Er hatte, nachdem ihm die Wirthin einen Korb gegeben, eine alte reiche Witwe geheirathet, spielte den vornehmen Herrn und besuchte nur Weinstuben.

Auch der sonst so schmucken Wirthin sah man den Einfluß der Jahre an; doch hatte sie sich eine allerliebste, achtzehnjährige Nichte, mit schwarzen Augen und blühenden Wangen, als Schenkmädchen beigesellt, die der Augapfel der Gäste war. In der That war Marinka in dem schwarzen Mieder, das den vollen Busen preßte, in dem rothen, kurzen Rocke, mit den langen, dunkelen Haarflechten, mit ihrem heitern rührigen Wesen, eine eben so frische, als üppige Erscheinung.

Zu den Beiden oben genannten hatte sich in letzter Zeit ein dritter und neuer Stammgast gesellt, ein Ordensbruder, Pater Pankraz, aus dem Kapuzinerkloster auf dem Hradschin: ein Mann von vierzig Jahren, heiter und aufgeräumt, wohlbeleibt, ein Freund guten Bieres und derben Scherzes, duldsam und mehr Lebemann als Kleriker. Die kurze, wohlgenährte Gestalt, das volle rothe Gesicht, die lustigen, frohen Augen, der stets lachende Mund hätten eher einen wohlhäbigen Brauherrn, als einen Klosterbruder vermuthen lassen; doch verrieth ihn die braune Kutte und der kahlgeschorne Scheitel. Er war Oesterreicher und aus einem dortigen Convent vor

nicht langer Zeit erst in das Prager Provinzialhaus gekommen.

Soyka und Hostal saßen bereits — es war in der fünften Abendstunde — an dem runden Tisch zunächst dem Ofen, vor ihren schäumenden Bierkrügen, als der Pater — diesmal später, als gewöhnlich — eintrat. —

Der übrige Raum der Schenke war mit Gästen, Männern, Weibern und Kindern aus der Handwerker- und Arbeiterklasse gefüllt; ein Musikantenchor, das den betäubenden Lärm noch verdoppelt hatte, hatte eben die Stube verlassen.

Der Pater trat auf den bekannten Tisch zu, senkte den schweren Leib in den Stuhl und sagte etwas erschöpft: »Gelobt sei Jesus Christus!«

»Guten Abend, Hochwürdiger!« antworteten die Beiden gleichzeitig und reichten ihm die Hände und ihre Krüge entgegen, zum Willkommstrunk, was man unter dem Volke das „Geschenkgeben" nennt; »Ihr kommt heut ziemlich spät —; hat Euch was aufgehalten?«

Der Kapuziner that Bescheid und sagte dann vom raschen Trunk tief aufathmend, — »daß Ihr Euch Beiden halt das „Amen" auf das „Gelobt sei Jesus Christus" immer noch nicht angewöhnen könnt. Das rührt aber noch aus der frühern Zeit her, wo —«

»Wo wir Ketzer waren,« unterbrach der Fleischer und fuhr in der Absicht, den Mönch zu necken, fort: — »es

ist gut, Hochwürden! daß Ihr jetzt kommt; wir waren eben in einem Streit, oder vielmehr nur in einem Gespräch über das Abendmahl unter beiden Gestalten, und da könntet Ihr als Schiedsrichter —«

»Sprecht, was Ihr wollt,« fiel der Pater ein und führte, gutmüthig lachend, den Krug zum Munde, »hier hör' ich von solchen Sachen nix: wenn Ihr aber zur Beicht' zu mir kommt, da will ich Euch's Fegfeuer und die Höll' schon recht heiß machen.«

»Na,« lachte der Fleischer, »wir fürchten uns nicht. Ihr werdet's auch nicht so schlimm treiben.«

— »Ja, wenn's Bagatellen sind; aber da ist 'mal ein fürchterlicher Kerl zu mir in den Beichtstuhl gekommen, der war nichts weniger als ein doppelter Mörder, hat seinem Vater ein Aug' ausgeschlagen, die Mutter unter die Erden gebracht, und wer weiß, wie vielmal eingebrochen und geraubt. Da ist mir selbst grauslich g'worden, wie ich das Alles g'hört hab', ich hab's nicht weiter anhören können und bin zum Guardian gelaufen und hab' den mit Zittern gebeten, dieser Malefizperson die Beicht' abzunehmen, weil ich's nit im Stand war. Ob der ihm die Absolution gegeben hat, weiß ich bis dato noch nicht; aber er hat ihn zwei Stunden im Beichtstuhl gehabt.«

»Es ist aber doch schlimm,« warf der Kürschner ein, »daß durch den Beichtstuhl solche Verbrecher straflos

ausgehen, statt dem peinlichen Gericht angezeigt zu werden.«

— »Wir können vergeben und verurtheilen, aber nicht anklagen und weltlich richten. Im Beichtstuhl sitzt nur die göttliche Barmherzigkeit: die verlangt Reue und Buße,« versetzte sanft der Mönch; »condemnirt den Maleficanten die Justitia, so trösten wir ihn noch auf dem Blutgerüst im Namen des Blutes Christi, das für Alle vergossen ward.« —

»Wir wollen von etwas Anderem sprechen,« unterbrach der Fleischer und rief die hübsche Marinka herbei, ihm den Krug zu füllen.

»J, da is ja mein lieb's Kindel,« rief der Pater und kniff sie in die Wangen, »mein Schwarzaugenpaar; wenn Du meinen Nachbar bedient hast, so komm her, ich will Dir 'was Hübsches sagen, was Du Dir merken kannst.«

»Zu Befehl, hochwürdiger Herr,« lachte das Mädchen und sprang fort. Bald darauf war sie mit dem gefüllten Kruge zurück und stellte sich zwischen den Kapuziner und den Fleischer.

»Nu schau, liebes Kind,« hub der Pater an, »weißt Du denn, warum es einmal Tag ist und einmal Nacht?«

»Warum es einmal Tag ist und einmal Nacht,« wiederholte kichernd das Mädchen — »weil — weil —; nun, das ist nur Ihr Spaß, Hochwürdiger! es muß

doch Tag und Nacht sein: wenn die Sonne scheint, und wenn sie nicht scheint.«

»Das will ich Dir besser erklären,« fuhr der Mönch fort. »Schau, wie der Herrgott die Welt erschaffen hat und Adam und Eva darzu, da war nur Tag, nix als Tag, beständiger Tag. — Wie aber der Tag einmal der Eva hat in die schwarzen Augen g'schaut, da hat er drin alle Sterne gesehn und den Mond und die Pracht des Himmels und war ganz erstaunt darüber. Da hat er eing'sehen, daß er die Welt nicht allein regieren kann und hat die Hälfte seines Regiments der Nacht abgetreten, der Nacht, die er in der Eva ihren schwarzen, leuchtenden Augen hat kennen lernen. Und seitdem regieren die Frauenzimmer die halbe Welt — mit ihren Augen. — Merk Dir das, Du schwarzäugiger Spitzbub!«

Das Mädchen verstand den Pater nicht ganz, aber sie ahnte doch, daß er ihren Augen hatte eine Schmeichelei sagen wollen, deshalb sprach sie, indem sie seine Hand küßte: »Ich dank' unterthänigst, hochwürdiger Herr!« und entfloh lachend.

»Halt,« rief der Pater, »Du mußt mich deshalb nicht verdursten lassen: ein Krügel Frisches.«

Marinka nahm den Krug und sprang rasch an diesen und jenen Tisch, denn gleichzeitig wurde von mehreren Gästen nach dem braunen Nationalgetränk verlangt.

Der Fleischer ließ seine gewichtige Faust, wie er

pflegte, auf den Tisch fallen und sagte: »Zum Teufel, Herr Pater! Ihr habt uns schon oft so ganz hübsche Geschichten erzählt, daß ich mich gefreut hab' darüber, und daß ich mich fragen mußte, warum seid Ihr mit Eurem Kopf und mit Eurem Herzen in diese braune Kutte gekrochen? Ihr hättet 'was Besseres werden können.«

»Ein Kapuziner bleibt doch immer nur ein Kapuziner,« fiel Hostal ein, »und die Herren Jesuiten und die andern Orden sehen Euch über die Achseln an. Es heißt: Bettelmönch; — freilich, die Schwarzröcke sind jetzt die Herren und dominiren 's Reich und den Kaiser.«

»Es hat Alles sein' Ursach',« versetzte gutmüthig lächelnd der Klosterbruder, »und so hat's seine Ursach auch mit mir gehabt. Schaut's, mein Vater — ich bin aus dem Viertel unter'm Mannhardtsberg — war ein armer Häusler und hatte sechs Kinder: ich war's jüngste und hab' die Gänse gehütet. Vielleicht wär' ich mein Lebtag dabei geblieben, oder hätt's höchstens zum Ochsenknecht gebracht. — Wie ich also 'mal Vormittags meine Gänse hüten thu', und mir dabei ein Lied sing', das ich mir kindisch selbst ausgedacht, kommt ein Kapuziner über'n Weg aus 'm Busch, der aufs Terminiren ausgegangen war, mit seinem Burschen; der bleibt stehn und redt mich an und fragt Das und Jenes. Und wie ich halt schon damals ein pfiffiger und lustiger Bub' war: so hab' ich ihm geantwortet. Ich hab' ihm g'fallen, er hat mit

meinem Vater g'sprochen, er wollt' sich meiner anneh- men, wollt mich lesen und schreiben lehren und Lateinisch und ich könnt' mit der Zeit auch ein Kapuziner und für mein Leben versorgt werden. Der Vater war froh, daß er mich los geworden ist und ich — ich hab' 'n Blick in den Korb g'worfen, den der Kapuziner sein Bursch getra- gen hat und drinn hab' ich a Gansel, Hühner und Eier und Butter und geselchtes Fleisch und Weintrauben gese- hen, daß mir's Herz gelacht hat. Ich hab' also mei- nem Vater und meinen Brüdern die Hand g'geben und g'sagt: B'hüt Euch Gott! und bin mit dem Kapuziner gegangen. Da hab' ich denn gut zu essen und zu trin- ken g'habt, hab' fleißig gelernt, hab' erst ministrirt, dann bin ich Frater geworden und wie ich alles Nöthige gewußt hab', da hab' ich die Weihe erhalten und bin Pater gewesen. Für einen andern Orden, oder um Weltgeist- licher zu werden, da hätt' ich studiren müssen; wie war denn das aber möglich bei meiner Armuth? — Also schaut's, so kann ich fast noch von Glück sagen, daß ich Kapuziner geworden bin.«

»Da hätt' ich doch,« fuhr der Kürschner heraus, »bei- nahe lieber noch den Soldatenrock angezogen; obgleich ich keine Ursach habe, ein Freund der Soldaten zu sein. Diese Schnapphähne und Blutsauger, die mich um die Hälfte von Hab' und Gut gebracht haben, durch Ein- quartirung und Alimentation! — Ja, wenn Einer nur

ein Haus hat, er wird's Elend und die Sorgen sein Lebtag nicht los! — Freilich, für die Soldatesca muß es Krieg geben, Bürger und Bauer muß sie ernähren, ob aber dem redlichen Gewerbsmann das Fell über die Ohren geschunden und das Mark aus den Knochen gepreßt wird: darnach fragen die großen Herren, die's Kommando haben, nichts.«

»Ich wußt' es doch,« bemerkte der Fleischer, »daß Du wieder über Dein Haus lamentiren wirst. Schenk' es weg! Andere lamentiren, weil sie keins haben.«

— »Und ich hab's auch schon zehnmal verwünscht, denn es kostet mich mein Leben.«

»Wenn ich,« kehrte sich Soyka zum Mönch, »so viele schöne Geschichten und Lieder machen könnte, wie Ihr, so wär' ich meinethalben lieber Musikant geworden.«

»Das will halt auch erlernt sein,« versetzte der Pater, »und von meinen Gänsen konnt' ich nix profitiren. Ich hätt' zum Cantor in's Pfarrdorf oder zum Pfeifer in die Stadt geh'n müssen, und das kostet Geld. Mein Vater, glaub' ich, hätt' mir mit'n haselnen Fidelbogen die Musik über'n Buckel g'strichen, wenn ich ihm so 'ne Intention hätt' vorschlagen wollen.«

»Und unter die Jesuiten zu gehen,« bemerkte der Fleischer, »wie mein Gevatter Hostal meinte, da wär's um Euch doch Schade gewesen. Ihr habt ein zu gutes Gemüth, Pater, und seid kein Schleicher. Nicht wahr —

und aufrichtig gesprochen, Pater! Ihr haltet auch nichts Gutes von den Jesuiten. Von ihnen rührt all' unser Elend, nicht nur das böhmische, lange Elend allein, auch das Elend und die Kriegsfurie draußen im Reiche, die schon so viele Jahre dauert, her. — Sonst lebten hier Evangelische und Katholische in Frieden und Eintracht unter einander: da wollte der Kaiser, weil ihn die Schwarzkittel aufgehetzt, nur Katholische in seinem Reich haben — und das war der Anfang zu allem Unglück. Wir waren hier Beide Protestanten, — nun sind wir katholisch: was ist dadurch gewonnen? Wieviel Blutvergießen hat das gekostet, wieviel tausend braver Landsleute hat man von Haus und Hof in's Ausland hinausgetrieben. Das empört mich, Herr Pater, jetzt noch, wenn ich dran denke, und macht mir den Schluck Bier in der Kehle gallenbitter. Und diese armen Leute hatten ihren Glauben auch lieb, grad so lieb, wie der Kaiser und die Herren Jesuiten den ihrigen, und opferten ihm Habe und Gut und Heimath und Vaterland. — Freilich, sie waren die Schwächern, unser König Ferdinandus aber der Stärkere. Aber — der Teufel crucifizire mich — es ist noch nicht aller Tage Abend!«

Er schlug nach diesen Worten, von Zorn überwältigt, mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die Krüge in die Höhe sprangen und die Flüssigkeit daraus sich auf den Tisch ergoß. Wie, um rasch seine Wuth zu kühlen,

rief er mit donnernder Stimme: »Marinka! einen frischen Krug,« und warf ihr das Gefäß beinahe in die Hände.

Der Pater nahm ihn beschwichtigend bei der Hand und sagte: »Ihr habt, mein Freund! von den Patribus Societatis Jesu gesprochen und eine Frage an mich gerichtet. Es ist halt nicht zu läugnen, sie sind gar mächtige Herren, der mächtigste Orden in der Christenheit, ja — weit drüber hinaus unter den Heiden in Asia und America haben's ihre Missionen — und regieren Land und Leut'; und bei uns hier sind sie sehr g'schäftig bei Hof und sogar im Kriegswesen. — Wie man's halt betrachten thut. — Ich kann nur von unsereins sprechen. Wir sein freilich nur Bettelmönch', wie man sagt, aber wir sein auch bei der christlichen Demuth geblieben: wir essen und trinken, was uns gute, gottesfürchtige Menschen geben, verrichten unsre Andacht, dienen beim Altar und im Beichtstuhl, und verlangen nach keiner Herrschaft. Uebrigens ist auch ein Mal Einer von unserer Regel Papst gewesen und hat doch nicht gewollt, daß unser Orden etwas Besonderes werden, oder daß er die Regel ändern sollt! — Ich glaub', mit uns könnt' man schon auskommen; wir nehmen's nicht so streng, wie die andern Congregationen, die auch das weltliche Regiment verlangen. — Schaut's, meine lieben Freund, ich bedauer's gar nicht, daß ich nicht a so'n großer und vornehmer Geistlicher geworden bin, sondern nur 'n schlech-

ter Kapuziner. Mein Gemüth wär' halt nicht dafür. All' die lustigen G'schichten und Lieder, die ich weiß, die sind mir so treu im Herzen geblieben, als wenn i noch der lustige Bub' wär', der die Gänse gehütet hat, und wenn ich Abends mein Brevier gebetet hab' und leg' mich in der Kutten auf'n harten Strohsack, wie's unsre Regel vorschreibt, so bin i halt mit mir so zufrieden, und es ist mir als wär 'n ganzer schöner Frühling in meiner Brust, wo all' die schönen Blümeln Gottes blühn, und die Vögel zwitschern, und der Wald rauscht darzu, und die Bäch', die sich aus ihm 'rausstürzen, wie bei mir zu Haus unterm Mannhardtsberg, und dann, der blaue Himmel drüber, der immer schöner und schöner wird, — bis ich halt einschlaf'. So ist mir immer; und ich möcht', daß jeder brave Mensch ein' solchen Schlaf hätt'.«

Er nahm nach dieser langen Rede etwas erschöpft einen raschen Trunk; der ehrliche, naturwüchsige, wenngleich etwas rohe Fleischer blickte ihn freundlich an und reichte ihm die Hand, dann sagte er im treuherzigen Tone: »Schaut, Pater! Es hat eine Zeit gegeben — und man hat uns damals zur Verzweiflung gebracht, man hat uns mit Haß und Rachegefühl erfüllt — es hat eine Zeit gegeben, wo ich jeden katholischen Pfaffen mit kaltem Blut hätte abstechen können, wie's Thier in meiner Schlachtbank; aber das ist vorbei, und wir sind ruhiger geworden. Alles überlebt sich ja — der Haß und

die Galle ist vertrocknet: ich wollt' Euch nur sagen, und der Teufel soll mich holen — Ihr seid ein braver, vortrefflicher Mensch und ich hab' Euch vom ganzen Herzen lieb!«

»Wollt's eben auch sagen,« stimmte der Kürschner ein, ohne jedoch seiner grämlichen Miene einen freundlichen Ausdruck zu geben, und reichte gleichfalls dem Pater die Hand.

»Ich bring' Euch's,« entgegnete freundlich Pankraz und hob den schäumenden Krug an den Mund, »und daß wir halt noch recht viel Jahr' gute Freunde bleiben möchten.«

»Ei das wünsch' auch ich vom ganzen Herzen,« stimmte der Fleischer ein, »und um Euch, Herr Pater, gleich einen Beweis von meiner Freundschaft zu geben, so soll mein Weib von jetzt an — sie ist nicht mehr ganz jung, aber noch recht hübsch — bei Euch zur Beichte geh'n. Sie hat jetzt einen alten Dominikaner, ich mache mir nichts draus: bigott war sie immer, aber wir haben uns stets gut vertragen, selbst wie ich noch zu den Evangelischen gehörte.«

»Du glaubst wohl, Gevatter,« meinte der Kürschner, »hier beim Bier von dem etwas zu erfahren, was Deine Frau dem Pater beichten wird?« —

Der Mönch schien nicht Lust zu haben, auf diesen Scherz etwas zu erwidern, er sagte daher: »Es wird

schon spät — 's Ave Maria ist längst ausgeläutet und ich hab' noch einen weiten Weg auf den Hradschin hinauf. Ohnedem hab' ich mich heut' länger aufgehalten.«

»O bleibt noch, bleibt noch,« bat der Fleischer, »Ihr wolltet uns ja ohnehin sagen, weshalb Ihr Euch heut verspätet habt.« —

»Ich war heut wieder terminiren,« berichtete der Mönch, »betteln nennt ihr das — drüben in der Neustadt und auf dem Wischehrad. Der Bursch' is mit dem Schubkarren schon voraus. Es war 'n guter Tag heut. Und wenn ich halt später nach Haus komm', so zieht der Guardian freilich ein schiefes Gesicht, aber er sagt nichts, weil ich der Beste bin für's Terminiren, und kein Anderer so viel nach Haus bringt. Das kommt daher, weil ich freundlich bin und den Leuten 's Fegfeuer nicht schon auf Erden anzünde. Mit den alten Weibern sprech' ich über Krankheiten, den jungen Madeln sag' ich, daß sie hübsche Augen haben, mit den Kindern spiel' ich und mit den Männern seufz' ich über'n Krieg und die schweren Zeiten. Sie haben mich alle gern. Wenn wir's mit 'n Glauben auch so thäten — wie wir's hier so machen — und wenn halt der Glauben nicht verlangen thät, daß man sich ärgern soll, wenn ein Anderer 'was Anderes glaubt, so wär' schon längst purer Frieden in der Welt.«

»Das meine ich auch,« bekräftigte der Fleischer;

»wenn ich zum Beispiel sage, das Bier hier ist gut, so schmeckt mir's und ich trink' es gern. Wenn Ihr, oder ein Anderer, aber meint, das Bier wäre schlecht, so denk' ich: er hat heut keinen Durst, oder er versteht es nicht, — es schmeckt ihm mit einem Worte nicht. Ich werde ihn deswegen aber nicht einen Esel schelten.«

»Du sprichst heut wie ein Buch, Gevatter,« spottete der Kürschner, »indessen hab' ich von meinem Nachbar, dem Krämer, doch etwas Neues erfahren, was Ihr vielleicht nicht wißt.«

Er bog sich nach diesen Worten über den Tisch und mäßigte seine, ohnehin nicht sehr starke Stimme, indem er fortfuhr:

»Es ist noch von der Wallensteinschen Massacre in Eger die Rede und wie Euch bekannt, hat der Oberstburggraf auf kaiserlichen Befehl bekannt machen lassen, daß Niemand unter harter Gefängnißstrafe von der ganzen blutigen Execution öffentlich ein Wort sprechen soll.«

»Ei was,« donnerte der Fleischer und schlug auf den Tisch, »ich laß' mir das Maul nicht verbieten und wenn ich mein blutiges Geld zahlen soll, daß es kaum noch zu erschwingen ist, so will ich auch meine Gedanken haben. — Ob schuldig oder unschuldig: der Wallenstein war ein Böhme, und hat uns hier und im Ausland großen Ruhm gebracht und hat dem Kaiser mehr als ein Mal Thron und Reich gerettet.«

»Es ist wahr,« fiel der Kürschner ein, »wenn man durch die Einquartierungen beinahe bis an den Bettelstab gebracht wird — besitze Einer nur ein Haus! — so sollte man auch ein Wort sprechen dürfen. — Also hört, was der Krämer, der auch mit Hopfen handelt und in der dortigen Gegend einen Geschäftsfreund hat, durch einen Expressen für eine schauderhafte Nachricht aus Pilsen bekam. Vorgestern sind dort die sogenannten Mitschuldigen des Friedländers, vier und zwanzig Personen an der Zahl, hingerichtet worden. Es waren davon acht aus der Bürgerschaft und die Kriegsobersten, welche das Wallensteinsche Patent mit unterschrieben, nämlich: Sparre, Kehraus, Uhlefeld, Wildberger, Morwald, Lesy und Hammerle; die Uebrigen: Rittmeister und Hauptleute. Auf dem Marktplatz war eine Blutbühne errichtet und es wurde Einer nach dem Andern enthauptet.«

»Das war ja gerade,« schrie der Fleischer außer sich, »wie vor dreizehn Jahren, wo man auf dem altstädter Ring unsre Patrioten, auch dreißig Köpfe, schändlicher Weise hingeschlachtet hat, und woher sich die Zeit unsrer Knechtschaft schreibt. Ferdinand, Ferdinand, hüte Dich!« setzte er, bei steigender Trunkenheit, mit wüthendem Blicke hinzu; »der böhmische Löwe kann, wie unser Freund Dollin sagte, wieder erwachen, genesen von seinen Wunden, die Mähnen werden ihm wachsen und die Klauen und —.«

Er vollendete nicht, voll Ingrimms, sondern erstickte diesen durch einen raschen Trunk.

»Dollin, Dollin,« wiederholte Hostal mit dem Tone einer fast wehmüthigen Erinnerung, so weit sein Gemüth einer solchen fähig war, — »wohin mag er wohl gekommen sein!«

»Todt, bestimmt todt,« entgegnete von gleicher Trauer ergriffen der Fleischer, »ein solches großes, so treu böhmisches Herz konnte die zweite Schmach des Vaterlands, den gänzlichen Untergang unserer Freiheiten nicht überleben. Ja — was der Mann Alles auf dem Herzen hatte! — Ein solcher kommt nicht wieder. Das sind die letzten Böhmen; wir Andern taugen Alle nichts. S' ist eine Schande!«

»Wer war der Dollin?« fragte der Pater, »mir ist der Namen noch nicht vorgekommen.«

»Der feurigste Patriot — ein hochgelahrter Mann — ein edler Freund,« berichteten Hostal und Soyka, sich abwechselnd unterbrechend und ergänzend, — »ein Magister der Künste und ein Edelmann, so gut, wie ein Anderer — seiner Zeit der treueste Diener und Freund des hingerichteten Grafen Joachim Andreas von Schlick, dieses letzten Oberhauptes der letzten freien böhmischen Stände. Dollin, selbst geächtet und verfolgt als Patriot und Evangelischer, rastete nicht, bis er die Todtenschädel der Hingerichteten, die man zu unsrer Schmach auf dem

Altstädter Brückenthurme aufgesteckt, herabgenommen und in feierlicher Procession nach der Teinkirche gebracht und dort bestattet hatte. Das war vor drei Jahren, nachdem der Tilly die Schlacht bei Leipzig verloren und die Sachsen in Böhmen einfielen, und die vertriebenen Protestanten unter'm Schutz des alten Matthes Thurn voller Hoffnung zurückkehrten. Damals ging die Sache schief für den Kaiser; er hatte ja den Wallenstein vom Commando abgesetzt. — Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange; nachdem der Friedland auf des Kaisers inständiges Bitten die große Armada wieder zusammengebracht, räumten die Sachsen schleunig das Land und mit ihnen floh Alles, was protestantisch war. — Ich weiß nicht — mir kommt das Bier auf einmal so bitter vor.«

»Merk's nicht —« entgegnete Hostal, »das rührt wohl vom Magen her.«

— »Oder von der Galle, willst Du sagen. Gleichviel — ob todt oder lebendig: der Dollin soll leben! Ein Solcher kommt doch nicht wieder! Marinka, Bier her! Solchen Mannes Gedächtniß kann man nicht oft genug trinken!«

Jede weitere Betrachtung, zu der die beiden Freunde eben in der wehmüthigen Stimmung waren, wurde in diesem Augenblicke unterbrochen, durch den Eintritt eines Rottmeisters der Stadtknechte, der, dem Anschein nach,

auf einem Ordonanzgange begriffen, hier erst einen raschen Trunk machen wollte.

»Was gibt's so eilig?« fragte ihn ein Spießbürger, der gleichzeitig mit ihm an den Schenktisch getreten war.

»Nichts besonderes,« sagte der Mann im rothen Rock mit breitem Kremphut und weiten spanischen Hosen, den Stoßdegen an der Seite, — indem er den Krug leerte: »aber Rumor genug, Einquartierung, Durchmarsch und königlicher Besuch.«

Bei dem Worte Einquartierung, das er erlauscht, gebot Hostal durch ein schneidendes »St!« Ruhe und drängte sich näher zu dem Rottmeister, welcher in seinem Berichte fortfuhr:

»Unser junger König, das heißt der König von Hungarn und Böheim, der Prinz Ferdinand, ist im Anzug. Er soll nun nach — nach — weiland Herzog Friedlands Hintritt — nach dem Herzog, wollt' ich sagen, das Obercommando übernehmen über die sämmtlichen Armeen, so früher friedländerisch gewesen. Sie werden sich hier bei Prag versammeln, sie erhalten die rückständige Löhnung ausbezahlt —«

»Diesmal aus kaiserlichem Seckel,« unterbrach ihn höhnend der Fleischer, »nicht von Wallenstein'scher Münze!« —

Der Rottmeister fuhr gleichmüthig fort:

»— und müssen dem Kaiser von Neuem schwören. Dann wird sich unser junger — unser künftiger König

an die Spitze der ganzen Macht stellen und gen Bayern aufbrechen, um Regensburg zu belagern, allwo sich der Schwede eingenistet. Seine Gnaden der Stadtcommandant, Herr Graf Colloredo, hat eben durch einen Expressum sothanes Patent aus Wien erhalten und die Stadtguardia ist commandirt noch in später Nacht, an die Bürgermeister der vier Städte Meldung zu thun, damit sie fürsorgen, was Einquartierung, Alimentation der Truppen und Fourage anbelangt und was sonst noch ihres Amtes. — Auch wird man Seine Hoheit, den jungen König, mit einigen Solennitäten empfangen. — Derohalben bin ich auf die kleine Seite gekommen. Herrn Syndicus Pospischil habe bereits meine Relation gethan, weil ich Sr. Gestrengen, Herrn Bürgermeister Kallina, nicht zu Hause getroffen, und derohalb noch einmal auf den Ring in's Rathhaus muß. Inzwischen bin ich hier eingetreten, mich zu laben mit einem Trunke.« —

Nachdem er noch einen zweiten Krug hinabgegossen, verließ der Rottmeister die Stube, und die Versammlung gab sich nun den mannigfachsten Ausrufen, Aeußerungen und Betrachtungen über diese neuen Ereignisse hin.

Der Kürschner stürzte zu seinem Tische zurück, sank in den Stuhl, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und stöhnte, noch bleicher als ehe: »Da haben wir die Bescheerung! Einquartierung, Einquartierung und Alimentation und alle Greuel, alle Schandthaten der

raubgierigen, freß- und sauflustigen Soldatesca. Besitze Einer nur ein Haus! — Das wird mein Tod sein.«

»Heule nicht, alte Nachteule!« tröstete ärgerlich Soyka, »hast es so oft ausgehalten, wirst's auch diesmal überdauern. Was nicht zu ändern ist, muß man als Mann ertragen.«

— »Eben weil ich es schon so oft ausgehalten,« wehklagte der Kürschner, »kann ich es diesmal nicht mehr aushalten. Ich bin erschöpft; es ist zu Rande. Ist der Feind nicht in Böhmen, so ist unsre Armee in Böhmen. Werden sie wo geschlagen, so retiriren sie nach Böhmen, wollen sie ausrasten und zu Kräften kommen, wollen sie recrutiren, ziehen sie nach Böhmen: Alles nach Böhmen! Das wird ausgezogen und ausgesogen, daß es ein Wunder ist, wenn's noch einen Tropfen Bluts im Leibe hat.«

»Nun, nun,« beschwichtigte der Fleischer, »so ganz zum Verzweifeln ist's denn auch nicht. Wenn's für uns wäre, für unsre Stände, für unser freies Vaterland, hätte ich nicht das Geringste dagegen; so aber kommt's Oesterreich — nehmt es nicht übel, — Pater! — dem Kaiserhaus und den Jesuiten zu Gute. — Indessen, was nicht zu ändern ist, muß man als Mann tragen. — Noch leben wir Beide, noch schmeckt uns ein Trunk Bier, noch haben wir ihn.«

»Ja,« entgegnete Hostal, »Du magst gut sprechen

und Dich darüber hinwegsetzen: Ihr Fleischer verdient durch den Krieg, durch's Lager einer Armee. Fleisch muß baar bezahlt werden und ein Ochs gilt doppelten Preis in der Hungersnoth.«

»Nur muß Einem,« warf Soyka ein, »nicht ein Transport Vieh aus Ungarn von den Kroaten geraubt werden, wie's mir geschehen ist. Und ich habe mir deshalb noch nicht den Kopf abgerissen. Zehn, zwölf Mal habe ich mich mündlich und im gehorsamen Promemoria an Herrn General Isolani, an Herrn Generallieutenant Marradas um Entschädigung gewendet. Ja — Versprechungen, nichts als Versprechungen: jetzt ist Gras darüber gewachsen, — und ich werde mich nicht auslachen lassen.«

— »In Deinen frühern Jahren warst Du nicht so geduldig und sanftmüthig.«

»Und Du bist seither auch nicht jung geblieben. Der Gleichmuth kommt bei Allen mit den Jahren. — Mir geht jetzt etwas ganz Anderes im Kopfe herum. Tritt unser junger König — vor der Hand heißt er freilich nur so, so lang der Alte lebt, weil wir ihn bei dessen Lebzeiten schon gekrönt haben, — an die Stelle des gewaltigen Friedländers! Das blasse, schmächtige Herrlein, das wir oben im Schloßhof beim Carousel gesehen haben; der noch keinem Feind entgegen gestanden! Auf ein Mal Generalissimus, — der soll's besser machen, als

der Friedländer? Die Jesuiten sind doch allmächtig. Sie haben ihn erzogen und ihm so auch das Kriegshandwerk im Großen beigebracht; oder hat er's im Schlaf bekommen!«

»Das ist halt bei den fürstlichen Personen so,« belehrte der Kapuziner, »denen strömt die Macht schon bei in der Wiegen. Zudem haben sie alte, erfahrne und gediente Leut' an der Seiten: sie selbst geben das Ansehen, die Glorie und flößen der Menge den Respect ein. Wie man's betrachten thut, hat's halt auch etwas für sich.«

»Ihr seid zu gut, Pater!« sagte der Kürschner, »und sucht Alles zum Besten auszulegen. Mein Gevatter hat Recht, wie will so junger, unerfahrener Prinz ohne weiteres die Stelle eines weltberühmten, kriegserfahrnen Commandanten einnehmen? — Wir werden's ja erleben und die verlornen Bataillen davon Zeugniß geben. Nur daß das arme Böhmen wieder von fremdem Kriegsvolk überzogen und geplündert wird —«

»Und daß,« fiel der Fleischer ein, »der Herzog von Friedland jetzt todt ist und dem Kaiser nicht zum dritten Male eine Armee aufstellen und durch seinen Namen die Feinde schrecken kann. Ja, wir werden's erleben, was die Herren Alle, die den Wallenstein heruntergebracht und denen der Kaiser großmüthig die friedländischen Herrschaften geschenkt: die Herren Colloredo, Ald-

ringer, Piccolomini, Buttler, Leßley, Gordon und wie sie heißen, für Wunderdinge verrichten werden: jetzt wo das Haupt fehlt. Denn unser Wallenstein war doch der Kopf und die Seele der Armee; er allein hat's verstanden den Schweden zu schlagen und Böhmen nicht allein, das deutsche Reich auch vom Feind zu säubern.«

»Ja,« bemerkte der Kürschner, »wenn der Krieg zu Ende ist, so geben die alten Soldaten den Kindern ihre Waffen zum Spielzeug: meinetwegen; — aber so lange der Krieg dauert, wird das keinem ordentlichen Soldaten einfallen. Obgleich ich nicht Ursache habe, dem Kriegsvolk hier das Lob zu reden; denn wenn man ein Haus hat —«

»Man muß halt Alles von der bessern Seiten nehmen,« meinte Pankraz, »und sich nicht vor der Zeit unnöthige Aengsten machen.«

Der Fleischer wollte hierauf etwas bemerken, aber die Aufmerksamkeit des Tisches wurde in diesem Augenblicke abgelenkt, denn es traten ziemlich geräuschvoll, mit Sporengeklirr und Schwertgerassel, zwei Soldaten ein: der Eine, ein schottischer Dragoner im blauen Waffenrock — darüber der Brustharnisch — und gelben spanischen Hosen, den breitgekrämpten Hut in's wilde, sonnenverbrannte Gesicht gedrückt, an der Seite den langen Stoßdegen. Der Andere war ein Wallone von den

Arkebusieren; er trug die spitze Pickelhaube und einen gelben Koller, der bis an's Knie reichte, an der Seite gleichfalls den Degen.

Sie schienen Beide vom Trunke aufgeregt; aber selbst im nüchternen Zustande mußte ihre Erscheinung für eine rohe, ausgeartete, widerliche gelten, wie sie der damalige langwierige Krieg, das blutige Handwerk erzugte, welches von allen Ecken der Welt Leute für Lohn und Beute unter die Fahnen sammelte, — und mit Sturmeseile wieder zerstreute. Der Schotte war wohl ein Mann von vierzig Jahren schon, der Wallone etwa dreißig: sein Gesicht aufgedunsen und übernächtig, mehr noch entstellt durch einen gewaltigen fuchsrothen Knebelbart.

Wir erkennen in ihnen den Schotten Mac Fergus und den Wallonen — er hieß Jean Tricquot — nach welchen sich Frau von Milota in ihrer Unterredung mit dem Jesuiten erkundigte.

Sie drängten sich ziemlich ungeschlacht und Alles bei Seite stoßend durch die Versammlung bis zu einem Tisch am Fenster, der unbesetzt war; hier nahmen sie Platz und verlangten mit lauter Stimme Bier. Als die hübsche Schenkin mit dem gewöhnlichen Gruße: »Zu ihrer Gesundheit!« die Krüge auf den Tisch stellte, versuchte der Wallone sie ziemlich frech und ungeschickt zu umarmen, aber sie entwand sich ihm behend wie eine Schlange und

kehrte zum Schenktisch zurück. Der Schotte dagegen würdigte das Mädchen keines Anblicks, er sah mit den schwarzen, tiefliegenden Augen starr und fast dämonisch vor sich auf den Tisch.

»Beim Teufel und der heiligen Jungfrau!« fluchte der Wallone mit rauher, heiserer Stimme, »das kann jetzt gleich ausgemacht werden, — weil Du ein Mal Lust hast. Ich lasse mir eine Wette nicht zwei Mal vorschlagen.«

Er zog bei diesen Worten Würfel aus der Tasche und legte einen Haufen Goldstücke vor sich auf den Tisch. Der Schotte that schweigend dasselbe, und das Spiel begann, oft von lautem Lachen oder Flüchen des Widerparts unterbrochen, während der Schotte, wenn er verlor, nur ein dumpfes, grimmiges Murmeln und Aufbrausen vernehmen ließ.

Das Spiel hatte seinen Fortgang. —

»Die treibens hoch,« sagte der Fleischer mit Hindeutung auf die Geldhaufen — »freilich wenn man so leicht dazu kommt.«

»Wenn man den Bürger und Bauer ausplündert,« bemerkte leise der Kürschner, dem es beim Anblick der von ihm so bitter gehaßten Soldaten ganz unheimlich wurde und der sich deshalb zum Aufbruch anschickte, »oder dem Feind auf dem Schlachtfeld den Garaus macht

und ihm dann das abnimmt, was er eben geraubt, so kommt man leicht dazu.«

»Wer weiß,« äußerte mit gedämpfter Stimme der Fleischer, »ob's nicht anderes Blutgeld ist; vielleicht von der Egerschen Massacre her. Sie wurden damals Alle kaiserlich belohnt, die ihre Feldherren: Friedland, Terzky, Kinsky, Illo und den Hauptmann Neumann, — wie soll ich denn sagen — unschädlich machten. Der Eine von den Beiden ist vom Regiment, das ehemals dem General Buttler gehörte.«

— »Ich mag nichts weiter wissen,« sagte der ärgerliche Kürschner, stand auf und trat an den Schenktisch, um zu zahlen.

Auch Pater Pankraz erhob sich mit den Worten: »Nun aber ist's Zeit, wenn ich nicht Klosterbuß' thun und morgen meine Mahlzeit auf dem Fußboden zu mir nehmen soll. Hehehe! — Mein Weg ist der weitste! Gute Nacht, meine Herren! Gelobt sei Jesus Christus!«

Er schwankte zur Thür hinaus — ihm folgte der Kürschner und Fleischer.

Nach und nach entleerte sich die Schenke — bis auf einige wenige Männer, die hinzugetreten waren, um dem Spiele der Soldaten zuzusehen, das mit steigender Heftigkeit fortgesetzt wurde.

4.

Es war desselben Abends in der sechsten Stunde.

Die Frau von Milota stand in ihrem einsamen Saale am Kamin. Die Ampel brannte wie damals auf dem Marmortisch, sie warf düstere Streiflichter auf die Bilder und das Wandgetäfel ringsum, und mühte sich vergebens, die Dunkelheit des weiten Raumes in matte Dämmerung zu wandeln.

Draußen rasselte der Herbstfrost an den Scheiben, die Sterne zogen schwach flimmernd auf an dem blaßblauen Himmel, weißer Nebel hüllte die blätterlosen Bäume des Gartens und die weitere Fernsicht ein.

Todtenstill war es im Saale, nur die Flamme knisterte im Kamin, oder es rauschte bei jeder leisen Bewegung das schwere Seidenkleid der Dame. —

Wieder öffnete sich leise die Thüre und auf unhörbaren Tritten nahte der greise Diener, verneigte sich stumm und überreichte der Frau von Milota ein Schreiben.

Auf einen Wink entfernte er sich in derselben Weise wieder. —

»Vom Pater Xaver,« sagte die Dame, als sie allein war, »was mag er schreiben?« Sie öffnete rasch den Brief und las unwillkürlich, in dem Bewußtsein, daß sie unbelauscht sei, mit halblauter Stimme für sich den Inhalt.

Dieser lautete:

»Ich habe nur die Kammerfrau des Fräuleins gesprochen. Deverour war den ganzen Tag beim Grafen Buttler und dem Fräulein. Das Fräulein scheint zu schwanken, denn der Graf ist bemüht, alle Mitschuld Deverour's bei der That abzuläugnen. Er soll die Hand nicht angelegt haben an den Herzog. Der Schotte muß um jeden Preis gewonnen werden. In wenig Tagen reist der Graf nach Wien. Morgen mündlich. P. X.«

Nachdem sie gelesen, zerriß die Dame das Papier langsam in dünne Streifen und warf diese in die Flamme des Kamins; ihr bleiches Antlitz senkte sich, ihr Auge folgte jedem Verglimmen der aufflammenden Blätter.

Dann, tief aufseufzend, sagte sie mit tonloser Stimme: »Wenn er sie dennoch erränge! — Dies würde meinen Plan vernichten. — Vernichten? Nein! Nur hinausschieben, — so lange der Athemzug in mir lebt, darf ich nicht vergessen: ich habe es geschworen. — Aber es darf, es kann nicht kommen. Erst durch die Liebe ihn verderben und dann den Vater durch sein eigenes Kind.—

Wen früher — wen später: das mag das Geschick bestimmen! — Nein! er soll sie nicht besitzen, er soll nicht selig sein; nicht einen Moment soll er schwelgen in ihrer Umarmung und sich geliebt wähnen. — Es wäre gräßlich, wenn noch jetzt das Laster an schwelgerischer Tafel säße, wo die Tugend und die Größe und die Treue beschimpft in der Erde modert. — Es kann, es soll nicht sein! — Und Xaver will erst morgen kommen! O, könnte ich diesem ruhig und besonnen schleichenden Priester einen Theil meiner Spannkraft, meines Eifers geben: wir wären näher am Ziele!«

Sie stemmte den Arm auf den Sims des Kamins, starrte in die Glut und versank in tiefes Sinnen. Plötzlich schien sie wieder ein anderer Gedanke zu gewältigen und abzuziehen; sie folgte ihm mit aller Spannkraft ihrer Seele. Dann erhob sie sich, wie von einem nahe liegenden Entschlusse plötzlich ergriffen und aufgestachelt, schritt raschen und stolzen Ganges an den Marmortisch und rührte die silberne Klingel.

Auf den bekannten Ton erschien der schweigsame Diener und hielt unbeweglich an der Thüre, ihres Befehls gewärtig:

»Bohumila!« sagte die Freifrau und der Laquay entfernte sich. —

Das schöne, holde, innige Mädchen, das wir schon kennen, trat leise herein und lag wieder wie damals zu

den Füßen der Freifrau, die am Tische Platz genommen hatte.

Sie küßte die Hände der traurenden Dame und sagte mit dem zaubrischen Tone, der nur ihrer Seele so eigen war: »Guten Abend, liebe, liebe Mutter!«

»Bohumila!« sagte Frau von Milota mit einer Stimme, die noch feierlicher klang als sonst, »es bereiten sich wichtige Ereignisse vor, die auch Deine ganze Aufmerksamkeit, ja Deine Theilnahme und Mitwirkung erheischen dürften. Ich habe jetzt eine ernste Frage an Dein Herz und Deinen Verstand zu legen. Oft hast Du mir betheuert — und ich glaube Dir — daß Du bereit seiest, Dein Leben mir zum Opfer zu bringen, gält' es auch nur, mir eine frohe Stunde zu schaffen.«

— »Gewiß, gewiß, liebe Mutter!«

»Unterbrich mich nicht, mein Kind! Ich frage Dich, — wenn nun bald die Zeit käme, wo ich nicht Dein Leben, aber vielleicht noch Härteres, Schwereres von Dir verlangte, wo ich verlangte, daß Deine ganze Wesenheit um eines Zweckes willen sich ändern sollte, verlangte, daß Du etwas Theures, das Theuerste vielleicht von Deinem Herzen reißen müßtest, entsagen, entbehren, nie wieder erringen, wo — würdest Du auch dann Deinen Schwur halten, würde Dir auch dieses Opfer nicht zu groß sein!?«

»Alles, Alles,« betheuerte das Mädchen und faltete

die Hände, und sah mit den leuchtenden Blicken voll unwiderstehlicher Wahrhaftigkeit zur Mutter empor, »nur mich nicht von Dir trennen; denn Du bist mir ja das Einzigtheure auf Erden. — Ja, diese Trennung wäre mein Tod!«

»Das ist es nicht, mein Kind! Höre mir aufmerksam zu. Wenn ich Dir geböte, einen Mann zu lieben, den Du nicht liebst, würdest Du ihn um meinetwillen lieben, und würdest Du — wenn indeß ein anderes Bild sich in Dein Herz geschlichen — dies Bild aus Deinem Herzen tilgen, — um jenem ungeliebten Manne ganz und allein anzugehören!?«

Das junge Mädchen faltete demüthig die Hände über die Brust — aber in diesem Augenblicke war es ihr, als tauche eine Gestalt aus der Dunkelheit des Saales vor ihr auf und es blickten sie zwei schöne schwarze Augen wehmüthig an, — es überrieselte sie frostig —; aber sie faßte sich und antwortete rasch: »Ja, Mutter, ich würde es thun! Alles, Alles für Dich, durch die ich ja allein nur bin.«

»Und würdest Du,« fuhr die Freifrau fort, »wenn Du den Mann, den ich Dir bezeichne, wirklich lieben lerntest, wenn Du ihn liebtest mit der ganzen Gewalt Deiner Seele, und ich Dir plötzlich geböte, diese Liebe aus Deiner Seele zu reißen und für ewig zu tilgen, — würdest Du es vermögen?« —

»Ich würde es,« sagte Bohumila, leise aber bestimmt, und preßte den Seufzer zurück, mit dem eine unbestimmte Ahnung, vielleicht ein unbewußt erwachendes Gefühl, ihre Brust schwellte. —

»Hab' Dank, mein Kind,« rief Frau von Milota und preßte das Mädchen in ihre Arme, »ich wußte es doch, Du bist meine liebe, fromme, meine gehorsame Tochter: die einzig treue Seele auf dem Erdenrunde. Doch jetzt komm,« fuhr sie fort, sich erhebend, »dieser Augenblick ist größer und wichtiger, als Du es ahnst. Dort vor den Bildern, die Du kennst, bei dem Gedächtniß jener Todten, die uns in dieser Stunde im Geist umschweben, schwöre mir, was ich geheischt.«

Sie trat mit ihr vor jene Brustbilder, das Mädchen faltete die Hände und sprach mit Thränen in den Augen, doch aber mit fester Stimme und mit dem Bewußtsein der Selbstaufopferung, das ihr die Liebe zur Mutter gab: »Ich schwöre es!« —

Die Freifrau schloß sie in ihre Arme, dann sagte sie mit demselben feierlichen Tone: »Vergiß nicht, Bohumila, daß Du durch diesen Schwur vielleicht das Loos über Dein ganzes zukünftiges Leben geworfen, und daß Du für diesen Schwur, den Dir die Liebe abgerungen, vielleicht namenloses Weh eintauschest, oder mindestens ein freudenloses Dasein bis zum Grabe.«

»Alles — Alles, was Du willst!« rief das Mädchen und brach in lautes Weinen aus.

»Bete indessen, mein Kind,« sagte tröstend und mit milderem Klange die Freifrau, »daß es sich besser wende, daß ich allein den bittern Kelch zu leeren habe, daß er Dir entnommen sei.«

»Ich theile Alles mit Dir, Mutter,« betheuerte das Mädchen und sank ihr an die Brust.

Festumschlungen, zwei liebende, in ihrem Schmerze so schöne und rührende Gestalten, kehrten sie zum Tische zurück, wo Bohumila wieder zu den Füßen der Freifrau ihren Platz einnahm.

Aber, was war es, das im Momente jener feierlichen Frage, jener ernsten Aufforderung zu einem Eide, der an etwas noch Fernes, Unbekanntes und Unbestimmtes binden sollte, das junge Mädchen erbeben machte und die so reine, keiner Schuld und keiner Verpflichtung bewußte Brust, mit einem Seufzer schwellte? —

Dem Befehle der Mutter gehorsam, hatte Bohumila seither die Prämonstratenser-Kirche des Strahof gemieden, von wo sie ein unbekannter, dem Aussehen nach vornehmer junger Mann gesehen und bis an ihre Behausung verfolgt hatte. Begleitet von der alten, schweigsamen Dienerin war sie seither zu den Kapuzinern in die Messe gegangen. Sie hatte jenes kleine Abenteuer fast vergessen, zumal da sie die Erscheinung des Fremden allzu-

flüchtig in's Auge gefaßt, um sich sein Bild einzuprägen und irgend ein Interesse für ihn nachzuempfinden. Konnte es ja auch, wie die Mutter argwöhnte, ein Kundschafter sein, oder mindestens ein müßiger Neugieriger.

Heut aber, als sie aus der Kirchthüre trat und arglos den Schleier nicht vor das Angesicht gezogen hatte, stand der Fremde dicht vor ihr — sie erkannte ihn an seiner Kleidung —; er starrte sie einen Moment an, mit dem Ausdrucke des Staunens, der Bewunderung und des unverhohlenen Entzückens. Es war, als sei er erst jetzt zum vollen Anschauen ihrer außerordentlichen Schönheit gelangt, die er bisher nur geahnt, nach einem flüchtigen Blicke nur vermuthet und die er hatte enträthseln wollen.

Er verneigte sich demüthig und gab ihr Raum zum Vorüberschreiten. Alles dies währte nur einen Augenblick, aber sichtbar gab sich eine außerordentliche Verwirrung in dem Wesen und der Haltung des jungen Mannes kund.

Bohumila zog schnell den Schleier vor ihr Gesicht — ihre Wangen brannten, sie flüsterte der Dienerin Magdalena zu, ihr rasch zu folgen und beschleunigte ihre Schritte.

Der fremde Mann war in der That eine anziehende Erscheinung. Die schwarze spanische Tracht hob noch mehr die auffallende Blässe seiner Züge, die eben so edel

geformt als geistreich waren. Vor Allem aber verliehen die schwarzen, so feurigen und doch wieder so sanften Augen seinem Gesichte den Ausdruck des Stolzes und einer unbeschreiblichen Wehmuth. Ein schmaler Bart umkränzte ihm Lippen und Kinn und reiche schwarze Locken fielen unter dem glänzenden Seidenhute auf seine Schultern herab. Seine Erscheinung hatte etwas Fremdartiges, doch war sie voll Poesie und erinnerte das junge Mädchen beim ersten Anblick an den Lieblingsapostel Johannes auf dem Gemälde des Hochaltars, zu dem sie noch kurz zuvor betend emporgeblickt. — Seine ganze Tracht, aus schwerem Seidenstoff, war — wie erwähnt — von schwarzer Farbe, bis auf die breite weiße Halskrause, die weit auf Brust und Schultern reichte; um die Brust selbst schlang sich eine schwere goldene Kette, woran ein Ordenskreuz hing. So glich er fast einem Ritter des Malteserordens, doch fehlte auf Wams und Mantel das weiße ausgezackte Kreuz. — Es war der spanische Calatrava-Orden, den er trug. Seine Gestalt war von mittler Größe, schlank, schmächtig und voll Ebenmaß, dabei doch nicht ohne Kraft und stolz gehoben. Es ließ sich schwer unterscheiden, ob, was sich auf seinen blassen Mienen abspiegelte, ein tiefes Seelenweh bedeute oder die Nachwirkung körperlicher Leiden. —

Er folgte den Frauen, zwar in bescheidener, aber gleichmäßiger, absichtlicher Entfernung über den Loretto-

platz, durch die Lorettogasse, bis auf die Rathhausgasse, wo der einsame Palast stand, den sie bewohnten.

Bohumila öffnete die Thüre, flog durch den Flur, über den Hof, die Treppe hinauf und stürzte athemlos in ihr Zimmer. Die Mutter war nicht zugegen. Sie konnte sich daher von ihrer Ueberraschung erholen, denn gestehen mochte sie ihr jetzt nicht, daß sie abermals gegen ihr Gebot gehandelt und den Schleier vorzunehmen unterlassen habe.

Wie mochte sie aber auch auf die plötzliche Erscheinung des Fremden gefaßt sein! Die Kirche war dies Mal nur von wenigen alten Frauen besucht und keine einzige männliche Gestalt in der Versammlung!

Sie warf sich in einen Sessel und fühlte noch immer, wie ihr Herz heftig schlug, wie ihre Wangen glühten. Es war weniger die Erscheinung des Fremden, der in der That nichts Unheimliches an sich hatte, was sie erschreckt und so gewaltig bewegt hatte, als der Gedanke an das strenge Gebot ihrer Mutter, die jedes Erkanntwerden für gefahrdrohend hielt, ein Gebot, das sie leichtsinnig und unachtsam verletzt hatte. —

Während die alte Dienerin lange mit dem Verschluß des Hausthores zu thun hatte, weil sie sich eben bemühte, denselben rasch zu bewerkstelligen, um dem Verfolger ein weiteres Vordringen abzuschneiden, war dieser bereits im raschen Sprung in ihrer Nähe.

»Um der barmherzigen Mutter Gottes willen,« sprach er hastig und im fremden Accent, während er den Arm zwischen das Thor und seine Einfassung klemmte, um Magdalena am Zuschließen zu verhindern, indeß die andere Hand eine Börse aus der Tasche zog und vor den Augen der alten Dienerin funkeln ließ, »sprich, ich beschwöre Dich — wer ist das Fräulein, wie ist ihr Name?«

»Ich weiß es nicht, gnädiger Herr,« versetzte die Alte, der Anweisung getreu, die sie für derlei Fälle von Frau von Milota erhalten hatte, »das Fräulein und ihre Frau Mutter sind Fremde aus dem Auslande, glaube ich. Sie haben mich erst hier in ihre Dienste genommen. Sie kennen Niemanden, sie sehen Niemanden und dies Haus bleibt für alle Welt verschlossen.«

»Du bist grausam,« erwiderte der Edelmann, »hier nimm, und sprich. Du weißt mehr!«

»Da sei Gott vor,« versetzte die Alte abwehrend, »daß ich mich bestechen ließe, oder für einen Dienst belohnen, den ich nicht leisten kann. Ich weiß nichts mehr, gnädiger Herr, als was ich gesagt. Nur das noch, — daß die Damen wohl nur kurze Zeit in Prag bleiben und dann in's Ausland zurückkehren werden. Beliebt es Euch jetzt den Arm zurückzuziehen, damit ich das Thor schließen kann? — Es darf Niemand hier eintreten.«

»Ich gebe Dir Geld, so viel Dein Herz verlangt,« sagte der Cavalier, »wenn Du heut Abend hier an der Schwelle erscheinst und einen Brief in Empfang nimmst, für Dein Fräulein.«

»Das darf ich nicht,« entgegnete ruhig und gemessen die Alte, »oder ich müßte ihn der gnädigen Mutter überliefern. Ich habe ihr das Alles heilig geloben müssen, wie ich ihr denn jetzt gleich sagen muß, was mich hier zurückgehalten, und welcherlei Anträge Ihr mir gemacht habt.«

»Du bist abscheulich,« schalt der Ritter, »Du hast kein Mitleid mit einem Unglücklichen! Ich bin edlen Standes, meine Absicht ist rein, meine Frage bescheiden: warum darf ich nicht einmal Namen und Rang der Dame wissen, die Du begleitet hast?«

— »Weil ich es selbst nicht weiß, gnädiger Herr, und nun bitte ich Euch inständig, tretet zurück. Ihr werdet nichts erfahren und mir bereitet Ihr eine üble Stunde bei der Herrin!«

Der Cavalier stieß unwillig eine Verwünschung in einer fremden Sprache aus, dann sagte er, zurücktretend: »Ich komme schon wieder — aber ich werde es Dir nie vergessen, daß Du mir so feindselig bist.« —

Rasch schloß sich die Thüre und verschloß ihm geheimnißvoll den Himmel, den er zu finden gehofft.

Er entfernte sich aufgeregt, stolzen Schrittes, nicht

ohne einen Blick nach den zahlreichen Fenstern der beiden Geschosse geworfen zu haben. Aber der Staub, welcher die Scheiben und hinter diesen die rothen halb vermoderten Vorhänge bedeckte, ließ erkennen, daß diese Gemächer, und gewiß seit langen Jahren, unbewohnt sein mußten. —

Die Folge dieses Ereignisses war, daß Magdalena sofort von dem Abenteuer Bericht erstattete. Auch Bohumila kam, nachdem sie sich gesammelt, und stürzte Verzeihung flehend zu der Freifrau Füßen.

Die Mutter zürnte diesmal weniger strenge, als sie befürchtet hatte. Sie sagte nur im ernsten, verweisenden Tone: »Du warst wieder ungehorsam — doch will ich milder sagen: unbedacht. Da Du Dich aber nicht selbst zu bewachen vermagst, so sollst Du vierzehn Tage nicht in die Messe gehen. Das dürfte Deinen Verfolger ermüden.«

Weiter wurde im Verlaufe des Tages der Vorfall mit keiner Sylbe erwähnt. —

Als aber das junge Mädchen in dem feierlichen Auftritte, den wir eben geschildert, ein bindendes Gelöbniß abzulegen aufgefordert wurde, von ihr, der ihre ganze Seele zu eigen war; da tauchte urplötzlich, und ohne die mindeste Regung ihrer Einbildungskraft, die Gestalt jenes jungen Mannes aus dem Dunkel des Saals vor ihren Blicken auf, wie aus einem magischen Spiegel, und die

schönen, sprechenden Augen, die ihr an der Kirchenthür die Röthe in die Wangen getrieben, starrten sie so wehmuthsvoll und mitleidflehend an.

Von diesem Augenblicke erst trat der Unbekannte klarer und bedeutungsvoller in ihre Phantasie, er ward zum Bilde, zu einem bestimmten Bilde, das sie beschäftigte, das sich ihr immerwährend aufdrang. — Ein Verräther, ein Kundschafter konnte er nicht sein; er hatte, nach Magdalena's Aussage, nur nach ihr, dem Fräulein gefragt; ihr hatte er ein Briefchen durch die Dienerin in die Hände spielen wollen. — Sie rief all' diese Gedanken nicht, aber sie erging sich scheu, geheimnißvoll und mit einem zaubrischen Reiz in ihnen, wenn sie kamen. Die Verzeihung der Mutter hatte die Unruhe über ihre Schuld von ihrer Brust genommen, aber eine andere war geblieben, deren Grund und Ursprung sie sich nicht zu deuten vermochte.

— So zieht die erste Liebe in die jungen Herzen, die, wenn auch erfüllt von ihrer seligen Ahnung, ihr willenlos sich hingeben, doch vor sich selbst dies Gefühl nicht mit seinem Namen zu benennen wagen. —

Ziemlich spät nach der Abendmahlzeit trennte sich Bohumila von der Mutter, um in ihr Schlafgemach zu gehen. Aber der Schlummer mied sie in dieser Nacht. Das doppelte Ereigniß hatte die junge Gefühlswelt des Mädchens zu heftig aufgeregt und ihren Gedanken einen

Spielraum gegeben weit hinaus über dem Kreise ihrer bisherigen Ideenwelt, ihrer Wünsche, Hoffnungen und Träume.

— Von diesem Tage an ging Magdalena allein zur Messe.

Noch drei-, viermal begegnete ihr der Ritter und wiederholte seine Bitten und Anträge.

»Ihr seht, gnädiger Herr,« sagte die Alte, »was Eure ungestüme Verfolgung erzielt hat. Das Fräulein darf nun nicht mehr mit mir in die Kirche und sitzt allein in ihrem Zimmer, und entbehrt der Freiheit und der Freude dieses kurzen Ganges.«

»So hält man sie gefangen?« brauste der Cavalier auf, »gewaltsam, widerrechtlich vielleicht: ich aber werde Mittel finden, sie zu befreien!«

»Nein, nein,« lächelte die Alte, »Bohumila bleibt gerne bei der Mutter, die sie über Alles liebt.«

»Bohumila also heißt der Engel,« rief der Edelmann mit Feuer; »so kenne ich doch ihren Namen und habe wenigstens ein Band, das sie an mich knüpft! — Und sie verläßt niemals jetzt das finstre Haus, das sie birgt, sagst Du?« forschte er weiter.

— »Niemals. Die Frauen sehen Niemand, wollen Niemand sehen; sie müssen Grund zu ihrer Trauer und Einsamkeit haben: ich kenne ihn nicht. Und, es wäre

auch unchristlich, ihren Frieden zu stören, ihren Schmerz zu erneuern.«

»Sie trauern also? Um den Gatten, den Vater vielleicht?«

— »Sie trauern,« wiederholte die Dienerin, »nicht nur in Trauerkleidern, ich glaub' auch mit den Herzen. Um wen? — das weiß ich nicht.«

»Und ist kein Diener sonst im Hause, der sie länger kennt, den Du ausforschen könntest? Ich will Dich belohnen, Weib! wie ein spanischer Grand zu belohnen pflegt.«

— »Ein einziger Diener,« war die Antwort, »noch älter als ich, und schweigsam wie das Grab. Uebrigens thu' ich meine Pflicht und bin, wenn auch ein Weib, nicht neugierig. Ich mag nichts ausforschen und erspioniren.«

»Aber für mich, für mich! — Wenn Du mir dadurch das Leben rettetest? Noch einmal, ich will Dich überschwänglich belohnen!«

— »Ich arme alte Frau kann Euch, gnädiger Herr, weder das Leben nehmen, noch geben. Ich bedarf keines Lohns von Euch — haltet zu Gnaden — weil ich ihn nicht zu verdienen vermag. Ich darf nichts nehmen und brauche nichts. Auch weiß ich weiter nichts. Und — mit unterthänigstem Respect gesprochen, ist es das letzte

Mal, daß ich Euch Antwort gebe, junger Herr! Ich habe schon zuviel gesprochen.«

»O!« schalt der Ritter, »Du bist kalt und häßlich und böse, wie eine Kröte.«

— »Wie Ihr es meint, gnädiger Herr,« entgegnete Madlena mit Gleichmuth und schlüpfte in das Hausthor, welches hinter ihr schnell in's Schloß fiel.

Unzählige Mal, doch eben so oft vergeblich, wandelte der Ritter an dem Hause vorüber, nach den bestäubten Fenstern spähend. Nirgends zeigte sich das Engelsangesicht Bohumila's.

Aber seine Neigung wuchs nur mit dem Widerstande. Er wollte, er mußte hinter dieses Geheimniß dringen: er mußte sie noch einmal sehen, sprechen, — selbst wenn sie für ihn unerreichbar blieb.

Augenscheinlich war es, daß die Damen nur den hintern Theil des Gebäudes, welches ein Viereck bildete, bewohnten. Jener Seite konnte man also nur durch die vielen Gärten, welche sich bis an den Hirschgraben erstreckten, beikommen. Und von da aus beschloß der junge Cavalier vorzudringen, um seine Nachforschungen in's Werk zu setzen.

Was Madlena freilich nicht ahnte: er setzte seine Besuche der Kirche unermüdet fort, und zwar in mannichfachen Verkleidungen, denn er hatte schlau berechnet, die Alte würde von seinem Verschwinden zu Hause berichten

und Bohumila so wieder ermuthigt werden, die Messe zu hören.

In der That hatte die Alte der Freifrau erzählt, daß sich der fremde Herr seid der letzten Unterredung nicht wieder habe blicken lassen. — So glaubten die Frauen, sein zweckloses Forschen habe ihn ermüdet, er habe vergessen oder sei einem andern Abenteuer gefolgt.

Man sprach kaum mehr von ihm, da auch kein auffallendes Ereigniß im Gefolge seines Erscheinens eintrat; nur Bohumila allein vermochte das Bild, das wachend in ihrer Erinnerung und schlafend in ihren Träumen, ungerufen und unbeschworen, auftauchte, nicht zu bannen. —

5.

»Schurke, Du! Jetzt hab' ich Dich —« schrie der Schotte, sprang auf und seine knochige Faust fiel auf den Schädel des Wallonen nieder, daß dieser in seinen Stuhl taumelte.

»Du hast betrogen, drei Mal betrogen,« sagte er mit bebender Stimme und seine Augen leuchteten und sprühten, wie die eines Tigers in finstrer Nacht; »ich hab' es jetzt deutlich gemerkt!«

»Ein größrer Schurke, der's zu sagen wagt;« versetzte kreischend der Wallone, nachdem er sich von dem Schlage erholt, und riß ein Stilet aus seinem Wehrgehenk neben dem Stoßdegen. Der Tisch war breit, doch hätte ein rascher Stoß den Schotten leicht erreicht, aber die noch anwesenden Männer, und vor Allen die beiden Weiber der Schenke, warfen sich zwischen die Streitenden.

Marinka umklammerte von hinten den Wallonen und zog ihn auf seinen Sitz nieder, während sie ihm tausend gute Worte gab; die Wirthin selbst hatte den Arm des Schotten erfaßt, sie streichelte seine dürren Wangen und

bat ihn sich zu beruhigen, ihr die Schande nicht anzuthun, daß es heiße, es sei bei ihr blutiger Streit ausgebrochen, daß die Schaarwache, oder die Stadtknechte oder gar der Profos hätten geholt werden müssen. — Die Uebrigen unterstützten sie nach Kräften.

Offenbar war der Wallone im Unrecht, denn er vertheidigte sich nur durch Redensarten, ungeschickt, verwirrt, wie:

»Wer kann für's Glück! Hier heißt's aufpassen — warum hast Du nicht zählen gelernt; bei der Jungfrau und allen Heiligen sei es geschworen, daß ich das Spiel so redlich gespielt, wie es nur der Vater mit seinem Sohne spielen könnte. Verlust macht ärgerlich und Aerger blind. — Wer's verlieren nicht vertragen kann, muß gar nicht spielen. Ich werde doch nicht mit Fleiß verspielen sollen, wenn's Glück mir einschlägt u. s. w. —«

Der Schotte gab sich zuerst beruhigt, er sagte zur Wirthin: »Euch zu Liebe will ich Frieden halten, obgleich ich weiß, daß ich im Rechte bin. Gebt mir frisches Bier.«

Er setzte sich ruhig in den Stuhl.

Aber diese Nachgiebigkeit machte den Wallonen nur protziger und keckrednerisch. Von tausend durch Flüche besiegelten Betheuerungen seiner Unschuld ging er auf Beleidigungen und Schimpfworte über, so daß die Weiber und die Gäste, weil sich der Streit erneuerte, wie-

der besorgnißvoll an den Tisch traten, und dem Schotten die Stirnader schwoll, seine Augen Blitze schleuderten, und er im Augenblick den Degen aus der Scheide gerissen hatte, seinen Gegner zu durchbohren. —

Wieder aber gelang es den Frauen, ihren Schmeicheleien und Bitten den Frieden herzustellen, und wieder beruhigte sich der Schotte schneller, während der Wallone sein schlechtes Gewissen und seine Furcht vor dem aufbrausenden und jähzornigen Gegner nur mühsam zu verbergen suchte.

Mac Fergus schien die schöne Marinka erst jetzt gewahr zu werden.

Sie weinte vor Schrecken und Angst: es waren ihr, wenn sie auch schon geraume Zeit in dieser Schenke aufwartete, solch wüthende Männer noch nicht vorgekommen, denn Soldaten verirrten sich nur selten hierher, die gewöhnlichen Gäste waren lauter friedliche Leute des Volkes, die sich wohl berauschten, sangen und schrien, aber keine Waffen führten, und selten nur kam es hier zu einem Faustschlag oder einer Hinauswerfung.

»Die junge Dirne weint,« sagte der Schotte nicht ohne Anflug einer gemüthlichen Regung, »das wollte ich nicht — betrüben wollt' ich Euch nicht! Ihr sollt nicht erschrecken, — ich will Ruhe halten.«

Er leerte seinen Krug und gab ihn Marinka zum Füllen.

Dann wandte er sich zu dem Wallonen, der noch immer belferte, und sprach gebieterisch: »Du schweigst jetzt, Tricquot, weil ich auch schweige, sonst fuchtle ich Dich nicht wegen des Betruges, sondern weil Du sprichst und schimpfst.«

»Gut,« versetzte mit seinem heisern Tone der Wallon', »ich kann auch schweigen, ich brauch' mir in der Großmuth nichts vorgeben zu lassen. So bin ich nicht! Ich weiß was Manier und Regel im Spiel ist, und wie man sich beim Wortwechsel zu benehmen hat, als Kamerad und Kriegskumpan noch dazu.«

Die Anwesenden waren währenddem, weil sie dem eben geschlossenen Frieden nicht vollständig trauten, in der Nähe des Tisches stehen geblieben, ohne sich jedoch bei der weitern Unterredung zu betheiligen, um nicht durch ein unbedachtes Wort vielleicht den Streit vom Neuen aufzustacheln.

Tricquot nahm die Würfel wieder aus der Tasche und ließ sie über den Tisch rollen, nach einer Weile sagte er:

»Spielen wir weiter! Du sollst sehen, wie das Glück hinüber und herüberspringt. Es ist noch keinem Spieler ewig treu und ewig unbeständig geblieben.«

»Ich bin's zufrieden,« sagte der Schotte gleichgültig und legte die wenigen Goldstücke, die ihm noch geblieben, auf den Tisch.

Tricquot warf, nach ihm der Schotte.

Nach dem dritten Wurf hatte Mac Fergus gewonnen. —

Er gewann drei Mal hinter einander, — jedes Mal einen Ducaten.

»Da siehst Du's nun,« rief triumphirend der Wallone, »wie sich Dir Frau Fortuna mit einem Male an den Hals wirft. Jetzt könnte ich auch aufbrausen wie Du.«

Der Schotte antwortete nicht und setzte ruhig sein Spiel fort.

Es schwankte Gewinn und Verlust herüber und hinüber. — Mac Fergus hatte endlich von dem ganzen Goldhaufen nur noch zwei Stück übrig.

»Es ist genug,« sagte er jetzt, »ich will aufhören.«

— »Wie's beliebt, — aber 's Glück schlug gerade ein — da muß man nicht einhalten.«

Der Schotte antwortete nicht, doch trank er rasch und bat Marinka um einen neuen Krug; man konnte merken, daß er's darauf anlegte, sich zu berauschen.

So leerte er noch einige Krüge, dann erhob er sich, ohne zu schwanken, zahlte, gab dem Schenkmädchen noch einige Silbermünzen als Geschenk und verließ die Wirthsstube gemeinschaftlich mit dem Wallonen, der mit ihm völlig ausgesöhnt zu sein schien.

Als Beide auf der Straße waren, hörten die Zurückgebliebenen jedoch, daß sich der Wortwechsel, und zwar viel heftiger, als zuvor, erneuerte.

Die Wirthin befahl dem Knecht das Haus zu schließen, aus Furcht, die Raufbolde könnten wieder zurückkehren; noch bevor aber dies geschah, folgte ihnen einer der zurückgebliebenen Gäste, ein Handwerker, aus Neugierde, in einiger Entfernung. Er erzählte auch als Augenzeuge, was sich darnach begeben hat.

Die Soldaten waren zankend und scheltend die Brückengasse hinabgegangen; der Wallone blieb dem Schotten kein Schimpfwort schuldig, vielleicht glaubte er sich jetzt im Freien und in der Nähe der Wache unter'm Brückenthurm sicherer. Sie waren bis in die Gegend der heutigen Badgasse, an das Sachsenhaus gelangt; da mochte eine Aeußerung Tricquots den Schotten auf's Aeußerste gebracht haben, er zog seinen Degen — der Stahl funkelte durch die Finsterniß — und drang auf seinen Feind los. — Ein markzerschneidender Schrei aus dem Mund des Wallonen — dann taumelte er gegen seinen Gegner mit vorgestreckter Rechten, gleich darnach aber stürzte er zu Boden, mit dem gräßlichen Aufschrei: »Mord! Mord! Zu Hilfe!« —

Er hatte dem Schotten, noch bevor er fiel, und da er schon verwundet war, mit seinem Stilet unter dem Harnisch den Leib aufgeschlitzt, — aber dieser fühlte im ersten Augenblick die Verletzung kaum, er stürzte rechts in die Badgasse hinab, bis an das Malteserkloster, über-

sprang hier die Ketten und gelangte an die Pforte, als der Bruder Pförtner eben die Thüre schließen wollte.

Er drängte sich hinein und stöhnte: »Ein Asyl — ein Asyl! Ich habe Unglück gehabt und bin verwundet.« —

Mehrere Cleriker des ritterlichen Ordens eilten alsbald herbei, man brachte den Verwundeten in eine Zelle, entledigte ihn seiner Armatur und Kleider und legte ihn auf ein Bett. Der herbeigerufene Klosterarzt untersuchte die Wunde und erklärte sie für lebensgefährlich; doch schnitt er nicht alle Hoffnung ab und legte den Verband an.

Man fragte den Verwundeten, ob er katholisch sei, und als er dies bejahte, ob er zu beichten wünsche.

Er verlangte nach dem Pater Xaver, von der Gesellschaft Jesu, dieser sei sein Beichtvater.

Es machte bei den ritterlichen Priestern des Malteserordens keinen angenehmen Eindruck, daß sie einen Schüler Loyola's zur geistlichen Hilfsleistung, und zumal für einen Soldaten, herbeirufen sollten; doch mußten sie in diesem Falle einem Kranken, vielleicht gar einem Sterbenden, unbedingt zu Willen sein.

Ein Klosterdiener wurde sofort über die Brücke in die Altstadt in das Jesuitencollegium geschickt, inzwischen widmeten die Priester dem Verwundeten die liebevollste Pflege. —

Einige Klöster hatten damals noch das Asylrecht; es dauerte jedoch nur vierzehn Tage, oder wenn der Geflüch-

tete verwundet und krank war, bis zu seiner Genesung; dann wurde er der weltlichen Gerechtigkeit ausgeliefert. Um in dieser Zeit sein Entfliehen zu verhindern, schilderte Tag und Nacht eine Wache vor der Klosterpforte, und die Geistlichkeit mußte das Versprechen ablegen, dem Maleficanten nicht etwa durch einen andern Ausgang Gelegenheit zum Entweichen zu geben.

Auf das Weh- und Hilfsgeschrei Tricquots waren Mehrere von der Wachtmannschaft unter'm Brückenthurm herbeigeeilt; sie hoben den Verwundeten, der gräßlich stöhnte, anf und trugen ihn in die Wachtstube, wo ihm der Cornet menschenfreundlich sein weiches Lager überließ. Der Degen des Schotten war ihm bis an's Stichblatt durch den Leib gedrungen. Er war rettungslos verloren und vermochte nur noch die Ursache des Streites und seinen Mörder anzugeben. Mit einer innern Wollust, die ihn selbst unter den gräßlichsten Schmerzen und Angesichts des Todes nicht verließ, gestand er, daß er seinem Gegner auch einen Querstoß beigebracht, an welchem dieser wohl zu tragen haben würde.

Bald darnach versagte ihm die Sprache; eine Ordonnanz war sofort nach einem Arzt und Priester ausgeschickt worden.

Diejenigen, welche beordert worden waren, den Schotten zu verfolgen und aufzubringen, kehrten später

unverrichteter Dinge zurück, nachdem sie den Aujezd und sämmtliche Nebenstraßen desselben durchforscht hatten.

Aber der Handwerker, welcher den beiden Streitenden vom Brauhause aus gefolgt, und ohne bestimmt zu wissen warum, hinter Mac Fergus einhergelaufen war, meldete bald nach Abgang des Commandos, der Missethäter habe im Malteserkloster eine Zuflucht gefunden. —

Sofort wurden zwei Mann als Posten in den Vorhof des Convents commandirt.

6.

Etwa eine Stunde später erschien Pater Xaver bei dem verwundeten Schotten.

Er bat, man möge ihn mit dem Patienten allein lassen.

— »Ich weiß Alles,« sagte der Jesuit, indem er sich am Krankenlager niedersetzte, »ich habe eben dem Wallonen Tricquot die letzte Oelung gegeben. Als ich mit meinem Ministranten die Brücke herüberkam, rief mich die Wache unter den Brückenthurm, weil es die höchste Noth war. Tricquot war schon sprachlos und ist jetzt verschieden.

»Der Hund,« grollte der Schotte, »er hat mich gut zugerichtet: vielleicht ist's mein Letztes — der Pater — der Klosterarzt meint, es sei lebensgefährlich zwar, aber noch sei Hoffnung vorhanden. Wenn ich der Bestie nur das Geld abgenommen hätte. So hat Keiner Genuß davon.«

»Was aber weiter, mein Sohn?« sagte sanft, aber daß es wie ironisch klang, Pater Xaver; »wenn Du genesen bist, wird man Dich hängen. Die Sicherheitswache

ist vor der Thür, der Profos auf den Beinen, dem Herrn Commandanten Marradas der Vorfall gemeldet. Du bist so und so verloren.«

»Mag es sein,« versetzte Mac Fergus mit kalter Resignation, »hab' ich mich doch an dem Schurken, der mich um mein ganzes Geld betrogen, gerächt. — Es war freilich Blutgeld! Aber Ihr wißt: Verzweiflung und Gewissensbisse ließen mir keine Rast und Ruhe: ich suchte mich durch Trunk und Spiel zu betäuben. — Vergebens —; jetzt noch, in meiner Todesstunde vielleicht, steht das Bild aus der Egerschen Schreckensnacht vor meiner Seele.«

»Wenn aber, wie Du betheuerst,« entgegnete Xaver, »Du nicht selbst mit Hand angelegt, so spricht Dich Dein Gewissen von der Blutschuld mindestens frei.«

»Gleichviel,« versetzte matt und zerknirscht der Verwundete, »ich war doch dabei und half für Geld und Versprechungen, und wär's an mich gekommen, und waren die Andern nicht geschäftiger, so mußte ich drauf los morden. — Ach, hochwürdigster Pater, in der Schlacht stehe ich meinen Mann, dem Feind gegenüber, wie jetzt dem hündischen Wallonen; aber Ihr wißt nicht, was es heißt, Männer, die froh und arglos an der Tafel sitzen, seine Generale, die man bis dahin geliebt und verehrt hat, überfallen und hinschlachten. Bei Sanct Jacob, das ist keine Kleinigkeit! Und vollends ihn, den Herzog,

unsern großen General, der unser Gott war — ihn, der im Hemde, stumm, stolz, schweigend, wehrlos am Fenster stand und die Arme ausbreitete — oh! — Zum Glück war's nicht meine Hand, nur meine Hellebarde, die mir Deveroux entriß, und — doch — verfluchtes Eisen!«

»Ja, es war gräßlich!« sagte der Pater mit feierlichem Tone, der den Kranken noch mehr schaudern machte. Kalter Schweiß floß über seine Stirne, er schöpfte tief und mühsam Athem, es war das Wundfieber nicht allein, es war die blutige Erinnerung, die ihm in seiner bittersten Stunde mit Angst und Grauen nahte.

»Es ist nun Alles eins,« fuhr er in Absätzen fort, — »es war Alles nur Blutgeld; aber — daß ich's dem Wallonen nicht abgenommen habe, da er schon einmal sterben mußte, ist ärgerlich. — Wenn ich vielleicht genese und frei werde, hätte ich's brauchen können. Ich laufe zu den Schweden.«

Der Jesuit schüttelte das Haupt und stieß ein dumpfes »Hm!« aus, das bezeichnen sollte, er zweifle an solchem Erfolg.

»Gilt es Ruhm —« reflectirte der Schotte, »so haben ihn die Offiziere, die Gemeinen bekommen nichts davon; gilt's Schande, bei einer verlornen Bataille, so hat sie der Soldat erst recht und ganz allein. Die Herren Offiziere in Eger wollten nichts, als ihre Generale

ermorden — beseitigen — um ihre Stellen einzunehmen. Dazu brauchten sie für elendes Gold unsre Arme. Wenn wir Gemeinen nun auch so dächten und wollten Offiziere werden, und machten es ebenso!? — Wie dann? — Es ist nur gut, daß Herr Deveroux und Herr Geraldino auch mit Hand angelegt haben. Das stellt uns gleich. — Ich — ich aber habe damals kein Blut vergossen, obgleich mir dasselbe aus der Brust des Herzogs den Küraß und das Wams bespritzt hat.«

»Das sagst Du Alles,« versetzte leichthin und wie unverfänglich der Jesuit, »und dennoch willst Du auf meinen Vorschlag nicht eingehen?«

— »Ja, in der Beichte durft' ich's Euch sagen, aber dem Deveroux hab' ich geschworen zu schweigen vor der Welt.«

»Ich habe Dich vom Eide losgesprochen.«

— »Und er wird mich verderben.«

»Wenn ich Dich schütze?« versetzte der Pater mit Geringschätzung und Ueberlegenheit.

— »Was soll ich denn thun?«

»Du weißt es: In Gegenwart einer jungen Dame erzählst Du, wenn ich Dich, wie zufällig aufgefordert, was Du in Eger gesehen und erlebt hast: wie es war, der Wahrheit getreu, ohne Zusatz und Verdrehung, die Dein Gewissen beschweren könnte. Graf Deveroux soll ein edles, tugendhaftes Fräulein heirathen, das ein Ande-

rer, ein Würdigerer liebt, der auch von ihr geliebt wird. Ihre Verwandten wollen sie zu dem verhaßten Ehebündniß zwingen. Sie will gehorsam sein, doch nur unter der Bedingung, daß an Deveroux's Hand, wie man ihr betheuert, wirklich keine Blutschuld haftet. — Du kannst durch Deine Aussage das Fräulein von der verhaßten Verbindung retten, ihren Geliebten glücklich machen: zwei edle Menschen auf einmal. — Und wo es 'was Gutes zu thun gilt, besinnst Du Dich? — Ich habe Dir reichen Lohn versprochen; er ist Dir sicher.«

»Mir sollt' es schon Recht sein,« versetzte Mac Fergus, schon halb gewonnen. »Aber wie soll ich die Aussage thun? Ich bin hier gefangen, und wenn ich gehangen werde, was nützt es mir?«

»Wenn ich Dir aber zur Flucht behilflich bin, — wenn ich Dich, bis Alles ruhig, bei mir verberge, wenn Deine Taschen dann von Gold strotzen und ich Dir Weg und Mittel gebe, zu den Schweden zu entkommen?«

»Thut mit mir, was Ihr wollt, Hochwürdiger! Ich bin ganz der Eurige. Aber laßt mich auch erst genesen.«

»Ich werde Dir noch unsern Arzt senden; er soll Dir alle Sorgfalt widmen, und findet man hier diese Aufmerksamkeit, die ich einem Soldaten widme, auffällig, so sagst Du gelegentlich dem Wärter, Du seist der Bruder meines Jugendfreundes, eines Schotten, der mit mir im Collegium zu Rom studirt hat.«

— »Und wo werde ich die Dame finden?«

»Das sei meine Sorge! Für jetzt verhalte Dich ruhig, folge den Vorschriften des Arztes und beschäftige Dich in Gedanken nur mit Deiner Genesung.«

— »So hat der Wallone meinen Namen genannt?«

»Er hatte noch Sprache und Besinnung genug, um eine vollständige Aussage zu machen.«

— »Ja — ich möchte nur leben und frei sein, damit der Tricquot nicht im Tode noch über mich triumphirt. Der Hund war's ja, der den Hauptmann Neumann in seinem Versteck aufsuchte und dem Wehrlosen den Garaus machte. Mich verhöhnte er noch, weil ich nicht zugriff, weil ich bleich aussah und zitterte. Er schalt mich feig und prahlte mit seinem Muthe.«

»Ich verlasse Dich jetzt,« entgegnete der Pater und erhob sich, »um Dir Ruhe zu gönnen. Ich gehe mit der Ueberzeugung, daß Du auf Deinem Entschluß und Versprechen fest beharren wirst. Nur so kann und werde ich Dich retten. — Der Herr sei mit Dir und lasse Dich genesen! — Da Du ein reuiger Sünder, da Du in meiner Hand ein Werkzeug werden sollst, Unheil von Unschuldigen abzuwenden und das Verbrechen zu strafen, so wird seine Barmherzigkeit nicht ferne von Dir sein. Ich empfehle Dich der Gnade des Allmächtigen und segne Dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und

des heiligen Geistes! Die heilige Jungfrau bitte für Dich. Amen!«

»Habt Dank, Hochwürdigster!« sagte schwach der Kranke, »und laßt mich Eure Hand küssen. Verfügt über dieses armselige Leben, diesen Lichtstumpf von Leben, so weit es Euch zu dienen im Stande ist. — Habt tausendfältigen Dank, Hochwürdiger!«

Pater Xaver verließ die Zelle und das Kloster. —

7.

Aber er kehrte nicht über die Brücke in's Jesuitencollegium, das Clementinum, zurück. Er ließ den Ministranten, der vor der Thüre seiner geharrt, heimkehren und wandelte allein und eiligen Schrittes durch die Brückengasse über den wälschen Platz nach dem Hradschin hinauf. —

Am Hause der Frau von Milota angekommen, öffnete er mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, die Thüre, welche in der Mitte des großen, breiten Einfahrtsthores angebracht war und den Fußgängern zum Ein- und Ausgang diente, trat ein und verschloß hinter sich.

Flur, Hof und Treppen waren ihm so bekannt, daß er auch in der dichtesten Finsterniß sich würde zurecht gefunden haben; aber ein schneeheller Himmel erleichterte ihm dies Alles und er schritt über den geräumigen Hof, rechts die Wendeltreppe hinauf, die zu den Gemächern der Dienerschaft auf der einen Seite und zu den Zimmern der Damen, wie auch zu dem von uns geschilderten Saale auf der andern führte.

Der Saal nämlich nahm die Hinterfronte des Quadrates ein; den rechten Flügel vom Eingang gesehen, wohin auch die Haupttreppe führte, bewohnten in zwei Stuben Madlena und der alte Basil, hinter diesem nach dem Parke zu hatte Bohumila ihre Schlaf- und Arbeitszimmer. Die Frau von Milota selbst wohnte und schlief im linken Flügel und mußte, wenn sie sich auf der rechten Seite bei Bohumila befand, durch den Saal, worin sie jedoch den größten Theil des Tages und den Abend oft bis nach Mitternacht zubrachte, oder über den Hof gehen, von welchem auch eine schmale Treppe nach dieser Abtheilung des Gebäudes führte, um in ihr Schlafgemach zu gelangen. Der Eingang zu diesem und der darauf folgenden Stubenreihe war neben dem öfter geschilderten Kamin des Saales. Hinter den beiderseitigen Stuben, die mit den vordern unbewohnten des Palastes in Verbindung standen, lief ein Corridor, der den Eingang in jedes besondere Gemach gewährte.

In diesen Corridor trat nunmehr, nachdem er die Wendeltreppe erstiegen, Pater Xaver, der hier heimisch und bekannt schien, wie in seiner eigenen Behausung.

Es war spät nach Mitternacht. — Die wenigen Bewohner des Hauses lagen in Schlaf versunken, der Sand auf den Steinplatten knisterte unter den Schritten des Priesters — sonst regte sich nichts: Alles todtenstill wie in den Gängen eines aufgehobenen Klosters.

Xaver schritt leise bis an die letzte Thüre, die zu Basil's Zimmer führte, hier horchte er eine Weile, dann pochte er erst leise, dann stärker.

Der alte Diener hatte einen leichten Schlaf; in einer Minute hatte er sich ermannt und entnüchtert. Er fragte ziemlich laut:

»Wer ist da? Bist du es, Madlena? Ist Jemand unwohl geworden?«

»Nein,« sagte der Jesuit, »ich bin es, der Pater Xaver, und bitte Dich, Deine Herrin zu wecken; ich muß in einer wichtigen Sache noch in diesem Augenblick mit ihr sprechen.«

»Gleich, gleich, hochwürdigster Herr,« versetzte Basil, der in diesem späten Besuche nichts Auffälliges oder Seltenes finden mochte, »ich will nur Licht anschlagen; die gnädige Frau ist vor einer halben Stunde kaum erst zu Bette gegangen. Sie wird noch nicht eingeschlafen sein. Ich stehe sogleich zu Eurem Befehl.«

Er trat nach einer Weile, vollständig bekleidet, mit einer Wachskerze heraus und bat den Pater ihm zu folgen.

Dieser schritt ihm nach durch den Corridor und die große Eingangsthüre des Saals, wo der Diener auf dem Marmortisch ein anderes Licht in Brand setzte und dann mit den gewohnten leisen Schritten sich durch den Ausgang neben dem Kamin entfernte.

Es führte noch jene uns bekannte Tapetenthür in den Saal, die durch einen schmalen Gang und eine Nische auf die erwähnte Wendeltreppe mündete. Diesen Eingang wählte der Pater häufig, wenn er der Freifrau geheime Botschaft brachte und es für angemessener hielt sein Erscheinen selbst dem Fräulein Bohumila oder der Dienerin zu verbergen. Diese, waren sie zufällig in der Nähe der Freifrau, wurden auch sofort entfernt, wenn Basil, der des unbedingtesten Vertrauens genoß, mit seiner stummen Meldung erschien. —

Es herrschte eine durchdringende Kälte in dem weiten Saale, die den vom raschen Gang erhitzten Priester schauern machte; nicht lange darnach aber trat Frau von Milota herein, in ihrer schwarzen Kleidung, wie sie bei Tage zu erscheinen pflegte, einen Leuchter in der Hand. Der Diener folgte ihr nicht, er war mittelst der schmalen Treppe über den Hof auf die andere Seite und so in seine Behausung gelangt.

Xaver trat der Dame rasch entgegen.

»Die Dringlichkeit, die freudige Dringlichkeit meiner Botschaft, gnädige Frau,« sagte er, »mag mein so spätes Erscheinen entschuldigen.«

»Ihr kommt stets zur willkommenen Stunde,« versetzte die Dame, »wenn Ihr in meinen Angelegenheiten erscheint. Nichts ist darin so geringfügig, daß es nicht wichtiger wäre, als mein ruheloser Schlaf. Ich kann

nur denken und sinnen in diesen schlummerlosen Nächten, und Ihr müßt für mich handeln.«

Auch die Dame fühlte sich von der eisigen Kälte des Saales frostig und unbehaglich berührt und zog einen Stuhl aus der Mitte des Saales dicht an den Kamin, worin unter der Asche noch rothe Glut loderte und in nächster Nähe behagliche Wärme verbreitete.

Sie winkte dem Jesuiten ein Gleiches zu thun und nachdem sie ihm gegenüber Platz genommen, fragte sie gespannt: »Was werd' ich vernehmen? Erfreuliches oder —?«

»Vorerst Erfreuliches, gnädigste Frau,« sagte der Priester, »der Schotte ist der Unsrige!«

»Er will also — und jetzt schon?« rief Frau von Milota und ihr Auge blitzte, ihre blasse Wange röthete sich leicht. — »Wie ist das aber gekommen? Euer Brief vor wenig Stunden — und Ihr wußtet noch nichts.«

Schlau lächelnd versetzte Xaver: »Der Zufall oder das böse Geschick dieser Leute arbeitet uns in die Hände! Mac Fergus hatte heut Abends all' sein Geld im Spiel an den Wallonen, unsern zweiten Zeugen verloren — daraus entsprangen Händel, sie zogen die Waffen, der Wallone fiel —.«

»Ein Verlust für uns!« unterbrach Frau von Milota.

»Jetzt nicht mehr,« fuhr der Pater mit Selbst-

bewußtsein fort, »jetzt können wir ihn entbehren. Ich habe ihm übrigens die letzte Oelung gegeben und er ist besser gestorben, als er wahrscheinlich gelebt hat.«

»Und der Schotte?« drängte Frau von Milota, deren Wesen die größte Spannung verrieth.

— »Wird gehangen, wenn man seiner habhaft wird. Er hat sich zu den Maltesern salvirt, die ihn jedoch nach der gewohnten Frist würden ausliefern müssen. Er ist zwar gefährlich verwundet, doch hoffe ich, daß er uns nicht zur unrechten Zeit sterben wird. Ich habe ihm Freiheit, Leben und Lohn versprochen: er ist zu Allem bereit.«

»Aber wie wollt Ihr ihn zu dem Fräulein bringen, ohne für Eure Person Verdacht zu erregen?« fragte Frau von Milota, die dem Berichte des Paters mit freudiger Aufmerksamkeit lauschte.

»Das Fräulein,« fuhr Xaver im trocknen, gleichmäßigen Tone fort, »hat schon mehrmals den Wunsch gegen mich geäußert, die Sammlung unserer Universität an seltenen Thieren, Mineralien, mechanischen Wunderwerkzeugen und andern Instrumenten, welche wir aus dem Raritätenkabinet Kaiser Rudolfs überkommen, in Augenschein zu nehmen. Ich bin der Custos jener Wunderkammer, wie man sie nennt, und werde dem Fräulein die Gegenstände erklären und beschreiben. Sie wird im

Clementinum erscheinen, wenn ich den Tag bestimme, das heißt: wenn der Graf abgereist ist.«

»So reist Buttler?« —

— »Dem Erzherzog-König entgegen und dann nach Wien.«

»Weiter, weiter!«

— »Wenn ich den Schotten befreit habe, verberge ich ihn bei mir. Auf welche Art dann dem Fräulein die Schilderung der Egerschen Mordnacht beigebracht wird: das ist meine Aufgabe — sehr geringfügig. Der Schotte mag hierauf seinen Lohn erhalten und zu den Schweden entfliehen. Das Fräulein wird dann aber nicht die Gattin Deveroux's — ich bin ihr Beichtvater! Ob dieser junge Graf, wie er seinem Kammerdiener oft gedroht, wenn seine Liebe nicht erhört würde, dann ein Faustrohr spannt und sich das Hirn zerschmettert, müssen wir abwarten.«

»Und dann, dann,« sagte die Gräfin mit fliegendem Athem, »beginnt auch die Zeit meines Handelns. Wenn Deveroux zu verzweifeln beginnt, gehört er mir, und er soll — bei der Asche der Gemordeten sei es geschworen — nicht leicht sterben!«

Ihre Lippen preßten sich bei diesen Worten scharf an einander, aus den Augen drang eine fast dämonische Glut. Man mußte diesen Worten unbedingten Glauben schenken. —

»Noch eine zweite Botschaft, Gnädige,« fuhr Xaver in seinem Berichte fort, »die erheblich sein dürfte: Der Fürst Piccolomini trifft mit dem Erzherzog Ferdinand hier ein, um sich dann mit demselben zur Armee nach Bayern zu begeben. Dem Fürsten folgt sein ältester Neffe, Graf Sylvio Piccolomini, sein Liebling, sein Erbe, auf den er dereinst seinen Fürstenhut zu übertragen gedenkt. Doch wird der junge Herr, weil er schwach und kränklich, der Armada nicht in's Feld folgen, sondern in Prag bleiben, um sein Körperheil unsern gelehrten Aerzten anzuvertrauen und es wird dann ein Leichtes sein —«

»O, Ihr redet mit Engelszungen,« flammte die Freifrau auf, deren Wangen sich immer höher rötheten und sie fast furchtbar schön erscheinen ließen, wie kaum in der Zeit ihrer Blüte, »das zweite Opfer: — dann beginnt mein zweites Werk.«

»Seid Ihr des Fräuleins sicher, gnädige Frau?« fragte mit einem forschenden Blick der Priester.

»So sicher, wie meiner Gedanken.«

»Dann erlaubt, daß ich fortfahre. Von Leßley nichts Besonderes. Der Jude Löw war seitdem nicht wieder bei mir — es muß nichts Erhebliches vorgefallen sein; denn er ist sonst treu und pünktlich. Leßley verschwelgt Tage und Nächte mit jungen Edelleuten gleichen Schlages, die den Reichthum des Emporkömmlings auszubeu-

ten wissen. Man spricht von einer Heirath, seiner dritten — da seine beiden ersten Ehen kinderlos waren. — Von Gordon aber Näheres. Auch er ist krank und unheilbar, die Gicht hat sich auf die edleren Theile geworfen.«

»Wär' anders etwas edel an diesem Elenden?« unterbrach die Freifrau mit bittrem Hohne.

»Er hat sich deshalb nach Neustadt auf Leßley's Schloß bringen lassen; dort ist er einer Stadt, Nachod und Königgrätz und so ärztlicher Hilfe näher. Er sieht rettungslos dem Tod entgegen.«

»So bald schon?« versetzte bitter lächelnd die Dame, »das ewige Strafgericht waltet schnell und sichtbar.«

In diesem Momente aber erhob sich Frau von Milota plötzlich, ihr Angesicht wurde fast verzerrt von einer wilden Freude, ein furchtbarer Gedanke schien in ihr emporzutauchen, sie lachte grell auf und sagte dann mit schrecklicher Betonung:

»Den Gedanken gab mir die Hölle; — nicht doch, wer glaubt das Kindermärchen — die Rachegeister der Erschlagenen sandten ihn in die Weiberbrust.«

»Was ist es?« fragte der Jesuit, beinahe selbst von Grauen angeweht bei diesem entsetzlichen Leidenschaftsausbruche der Dame.

— »Ihr werdet es erfahren, Pater! — Vor allen Dingen schafft mir einen verläßlichen Mann, gebt ihm

Geld; er soll noch heut nach Neustadt aufbrechen. — Dort mag er ohne Aufsehen leben, — er kann sich in der Vorstadt Klopotow niederlassen, auch mit der Dienerschaft des Grafen Gordon Bekanntschaft suchen, aber ohne allen Verdacht zu erregen. Er soll Gordons Athemzüge belauschen, er soll sie zählen, und wenn es mit dem Elenden zu Ende geht, dann soll er nach Prag fliegen und Euch Nachricht geben. — Das Uebrige sei dann mein Werk! — Dank, Dank Euch für diesen Plan!«

»Ihr unternehmt doch nichts zu Rasches, gnädige Frau?«

— »Ich unternehme nichts, ich werde unternehmen und Ihr werdet den Einfall preisen. — Wie ist's mit meinem Briefe?«

»Noch fand ich keine Gelegenheit ihn zu verstreuen, doch hoffe ich, soll er knapp vor Katharina's Entdeckung in seine Hände gerathen, soll seine Hoffnungen und Wünsche aufstacheln — damit ihn rasch hinterher um so vernichtender der Schlag ihrer bestimmten Weigerung, ihres Abscheus treffe.« —

»Es wird Alles so gut sein,« sagte nach einer Pause, während sie in unstätes Nachsinnen versunken war, die Freifrau, »Eins wär' schon halb gelungen — das Andere auch. Jeder Schritt, und sei's ein einziger, stählt und ermuthigt zum Ziele.« —

»Es ist spät,« sagte sich erhebend der Pater, »meine

Botschaft ist zu Ende. Verzeiht, daß ich so spät noch diese Aufregung hervorgebracht.«

»Nein, nein, habt Dank, Hochwürdiger! jetzt hoffe ich gut zu schlafen. Meine Nerven verlangen nach dergleichen. Noch Eins, Pater! Ihr werdet Geld von Nöthen haben — für den Vertrauten in Neustadt und den Schotten. Kommt morgen, ich werde Euch einige Juwelen geben, die Ihr umsetzen könnt.«

»Gnädige Frau,« versetzte lächelnd und mit einer Art hochmüthigen Stolzes der Jesuit, »Euer Schatz ist unangetastet in unsern Händen. Von ihm muß Alles bestritten werden, was Eure Zwecke erheischen. Was übrig bleibt, gehört dem Orden Jesu. — Wir dienen nicht lediglich aus Eigennutz. Welche Intention der Pater Provinzial hat, weiß ich nicht. Doch entsteht die Hoffnung, daß, wenn einige mit Waldstein'schen und Terzky'schen Gütern Belehnten ohne Leibeserben mit Tode abgehen, und deren Besitzthümer an den Monarchen wieder zurückfallen, des Kaisers Milde vielleicht auch an uns, an den Orden gedenkt.«

»Ich wollt' Euch nicht verletzen, hochwürdiger Herr,« versetzte Frau von Milota, »mein Angebot war gut gemeint und den Umständen schien es mir angemessen. Es ist erklärlich, daß ich — fest das Ziel vor Augen, ihm freudig jedes Opfer bringen will. — Doch gut!

je mehr wir Mittel besitzen, desto wahrscheinlicher das Gelingen.«

»Ich weiß es, gnädigste Frau!« entgegnete freundlich lächelnd der Priester und küßte ehrerbietig ihre Hand; »gehabt Euch wohl! Möget Ihr heut den ersehnten Schlummer finden. Bald bring' ich wieder Nachricht.«

»Gute Nacht, Pater!« versetzte die Gräfin, zufrieden, seine Empfindlichkeit nicht verletzt zu haben.

Der Jesuit verneigte sich und verließ den Saal. Frau von Milota warf noch einen ausdrucksvollen Blick nach den Bildern empor, dann nahm sie den Leuchter und kehrte in ihr Schlafzimmer zurück. —

8.

Graf Buttler war in Reisekleidern.

Er nahm von seiner Tochter Abschied. Das sanfte, schöne Mädchen lag in seinen Armen, tief betrübt darüber, daß es den Vater nach kurzer Frist schon wieder entbehren sollte.

Er tröstete mit sanften Worten die Traurende: »Bald kehre ich heim, mein lieb' Kind,« sagte er und gab der tiefen rauhen Stimme mühsam einen mildern Klang, »um dann länger, vielleicht immer bei Dir zu verweilen. Nur auf kurze Zeit fliege ich an des Kaisers Hof, dort neue Gnadenbeweise in Empfang zu nehmen. Mir — ich bin ein alter Mann und meine Blüten sind abgefallen — nützen sie nichts; für Dich allein, mein Kind, erring' ich sie — Dich sollen sie schmücken und erfreuen. — Und wenn ich wiederkehre, Katharina, dann überrascht Dein Mund mich vielleicht mit einem freudigen Ausspruch, der meinen liebsten Wunsch verwirklicht. — Laß' Deverour nicht ohne Hoffnung! Prüfe Dich, mein Kind, doch laß' bei Deinem kleinen widerspenstigen Herzen auch ein

Wort einlegen für ihn. Du weißt, Deveroux, mein treuer Waffengefährte, hat meine Einwilligung.«

»Ja, wenn ich Eins nur wüßte, Vater,« versetzte Katharina, »wenn ich es bestimmt wüßte.« —

»Grillen!« unterbrach sie der General, »Verläumdung und müßiges Geschwätz der Menge, sag' ich Dir. Den Führer trifft in der Regel, was der Soldat gethan. — Du weißt, ich gedenke jener Geschichte nicht gern, weil ich bedaure, daß sie so enden mußte. Ich hätte — beim heiligen Gott! den Friedland gern gerettet: doch, es war zu spät. Und Warnung fruchtete bei dieser stolzen Natur nichts, die das Schicksal der nächsten Stunde sich stets aus den Sternen las. — Schweigen wir fortan davon!«

»Wenn es so ist, Vater,« antwortete zögernd Katharina, »dann mag Deveroux hoffen. Ich bin ja noch so jung, und — ich werd' ihn vielleicht lieben lernen.«

— »Hab' Dank, mein Kind!« sagte mit einem Anflug freudiger Bewegung der Graf, »jetzt scheide ich leichter und frohen Herzens von Dir; denn freundlich zeigt sich mir die Zukunft. Leicht kann's geschehen, daß ich für Deveroux einen höhern Rang von Wien mitbringe, der dann auch — der Deinige wird! Leb' wohl, Katharina! Ich habe Deinen Frauen jede Sorgfalt eingeprägt, die Du erheischest. Ich will Dich zufrieden, heiter und glücklich wiedersehen!«

Er küßte sie auf die Stirne, riß sich los und eilte in den Wagen. —

Das junge Mädchen blieb allein und lehnte sich in's Fenster. Theilnahmlos blickte sie zuweilen auf das bunte lebendige Menschengetriebe des großen Altstädter Ringes hinab; es zerstreute sie nicht, denn ihre Gedanken waren zu sehr mit ihrer eigenen Lage beschäftigt.

Wie gerne hätte sie den einzigen, den Lieblingswunsch ihres Vaters erfüllt und — doch, wie schwer wurde ihr dieser Entschluß trotz aller Schmiegsamkeit und Sanftmuth ihres Wesens! Welche Stimme war es, die laut und fast gebieterisch in ihrem Herzen erscholl und von der Verbindung mit Deverour abmahnte? Weshalb erfaßte sie namenloses Grauen bei dem Gedanken, ihm als Gattin angehören zu müssen? Deverour war ein schöner Mann, in der Blüthe des männlichen Alters, von feinen ritterlichen Sitten. Schon vor zwei Jahren, als er an der Seite des Vaters zum ersten Male vor ihr erschien, und wo sie fast noch ein Kind war, hatte er ihr gehuldigt. — Er war ihr seitdem in der Erinnerung keine unfreundliche Erscheinung gewesen. Aber seit den blutigen Ereignissen in Eger, bei welchen ihm die allgemeine Stimme die abscheulichste Rolle zuschrieb, hatte seine Persönlichkeit für sie etwas Abschreckendes, Dämonenhaftes angenommen. Sie wollte — vom Vater beruhigt — an Deverour's Blutschuld nicht glauben, aber

wie auch der Geist sich mühte, ihr Herz blieb widerspenstig.

Und den Vater ehrte und liebte sie; um seinetwillen hätte sie so gerne ihre Abneigung gewältigt, ihm eine lebensfrohe Stunde bereitet; denn verhehlen mochte sie sich nicht, daß er seit einem Jahre, wo sie ihn zum letzten Male gesehen, bedeutend gealtert sei. Wohl mußten ihn schwere, bange Sorgen niederdrücken. Die hohe Rangesstufe, die er so plötzlich erklomm, mochte mit herben Opfern errungen worden sein. Vielleicht nagte auch die Erinnerung an Eger an seinem Herzen — nur leise wagte sie dies zu vermuthen. Es hatte ihm gewiß einen herben, einen seelenerschütternden Kampf gekostet, zwischen der Pflicht und der Freundschaft, zwischen dem Kaiser und dem ruhmgekrönten Führer zu wählen. — Ja, der Vater war jetzt auffallend verändert: das immer noch dichte Haupthaar war ganz grau geworden, das Angesicht, sonst von dunkler Röthe, zeichnete sich fahl und bleich, und Falten durchfurchten Stirn und Wangen. Nur die stolze Haltung, die den tapfern, unerschütterlichen Soldaten verrieth, war ihm geblieben. Den festen ungebeugten Willen, so schien es, setzte er noch den Kämpfen und Stürmen des Lebens entgegen; aber der innere, labende Frieden, das tröstende Selbstbewußtsein schien geflohen.

Alles dies ahnte das junge Mädchen mehr, als es

im Stande war, es sich klar zu machen. Sie fühlte nur, daß sie nicht mehr so glücklich sei, als sie es war, da sie noch nicht Gräfin hieß, sondern die einfache Tochter des Obristen Buttler, da sie noch Rang, Reichthum und Glanz nicht so erdrückend und beängstigend umgaben, da sie noch nicht Deverour's Erwählte hieß. — Aber noch glücklicher war sie gewesen in ihrer Kindheit Tagen, in dem stillen heimlichen Ursulinerkloster, wo sie vom sechsten Jahre an, während der Vater fast unablässig im Felde stand, ihre erste Knospen- und Blütenzeit verträumte. Der stille Frieden, das sinnige Behagen, aufgeregt von keiner Leidenschaft, wehte sie noch jetzt in der Erinnerung wohlthuend an, und besonders waren es die Glockentöne des Avemaria, wenn sie im Abenddunkel allein saß und ihnen lauschte, die mit einer wehmüthigen und doch so trostreichen Allgewalt in ihr Herz zogen. Sie war fromm, gottergeben, mild; ihre Liebe, die sie empfand, lebte in den Klosterzellen, bei den trauten Gespielinnen; Männerliebe hatte ihre Brust noch nicht berührt; ohne ihre Allgewalt, ihre Süßigkeit zu empfinden, sollte sie Deverour's Gemahlin werden.

Das junge Mädchen, angestrahlt von der abgöttischen Liebe ihres Vaters, umgeben von Pracht und Reichthum, die allen ihren Wünschen schmeichelten, fühlte sich doch namenlos unglücklich und verlassen. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, sie war früh gestorben; im Kloster ersetz-

ten ihr die Aebtissin und die Schwestern die mütterliche Zärtlichkeit; aber jetzt für das Leben und seine verschiedenen Bedingungen, fehlte ihr die verwandte, liebevolle, berathende Brust, an die sie in Zweifeln und Entschließungen vertrauend ihr Haupt lehnen konnte. —

9.

Und Walter Deveroux? — Ehrgeiz und Liebe hatten ihn zu Buttlers willenlosem Werkzeuge gemacht.

Vor zwei Jahren hatte er, als Buttler's Adjutant, Katharina zum ersten Male gesehen. Sie war eben aus dem Kloster gekommen, halb noch Kind, halb Jungfrau: eine zauberhaft süße, kaum entfaltete Blüthe. Buttler, der den tiefen Eindruck gewahrte, den das junge Mädchen auf seinen Rittmeister hervorbrachte, hatte ihm Hoffnung auf ihren Besitz gegeben; doch sollte er erst ein Regiment commandiren.

Darum ließ er sich bereitwillig und unbedingt in die Verschwörung gegen den Herzog von Friedland ein. Dem Kaiser — der insgeheim befohlen hatte, sich des Wallenstein todt oder lebendig zu bemächtigen — wurde ein ungeheurer Dienst geleistet und der Kaiser konnte, mußte belohnen. Stieg der Oberst im Range, so stieg auch sein Adjutant. — Und Wallenstein war nach der planen Auslegung doch nur ein Verräther: er widersetzte sich dem Befehl abermals, vom Kommando abzutreten,

er hatte die ihm ergebenen Offiziere schwören lassen, daß sie nur ihn als Feldherrn anerkennen, daß sie bei aller Treue für das Kaiserhaus sich seiner Absetzung widersetzen wollten. — Dem schlichten Rittmeister Deveroux winkte nicht nur ein Regiment und wohl noch höherer Lohn; ihm winkte auch Katharina's Hand. —

Erst im Kampfe mit den Todesopfern auf dem Egerschen Schlosse, wo sein Degen dem wüthenden Terzky, der sein Leben theuer verkaufte, gegenüber zerbrach, glich er dem Waidmann, den, wenn er erst ein Stück erlegt, die Mordlust packt und zu weiterer Verfolgung des wehrlosen Wildes treibt.

Ja, er hatte nach der Ehre gegeizt, dem Herzog den Todesstoß zu geben!

Suchte er einen Ruhm in der Geschichte darin, den großen Friedländer gefällt zu haben, oder wollte er Buttlern seine ganze Ergebenheit beweisen? Als sie noch unter dem Hausthor beriethen, ob der Herzog gefangen zu nehmen oder zu tödten sei, stimmte auch Deveroux, gleichwie Buttler, für den Tod. Er stürzte auch der Erste in das Haus.

Doch davon später! —

Jetzt aber, wo das Mädchen — er hatte von Buttler Katharina's Widerstand erfahren — vor ihm wegen der Blutschuld sich entsetzte, wo sie ihn davon gereinigt wünschte, trat dieselbe in ihrer ganzen Größe und Anschau-

lichkeit vor seine Seele. Sein ungestümes Herz hatte nach dem Ziele gerungen, aber die Mittel nicht geprüft. — Die Furien bemächtigten sich ihres Opfers, ja, der beschwichtigende Trost, seine Pflicht dem Kaiser gethan, nur auf kaiserlichen Befehl gehandelt zu haben, konnte die Mahnungen seines Gewissens nicht verstummen machen.

Seine Träume waren mit Schreckbildern erfüllt, und während des Wachens peinigte ihn die Ungewißheit, das Verlangen nach Katharina's Besitz und — die Furcht vor Entdeckung.

In jenem Gedränge, das in Friedlands Schlafzimmer entstand, als er an der Spitze der Dragoner eindrang, war nur der Schotte Mac Fergus, welchem er die todtbringende Partisane aus der Hand riß, sein unmittelbarster Zeuge. Diesen belohnte er nicht nur überreich, er ließ ihn auch schwören, über die nähern Umstände der That die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten. Devereux wünschte jetzt, einer der Dragoner möge den Todesstoß wider den Herzog geführt haben! — Er wußte den Schotten in Prag — hier unter seinen Augen schien ihm dieser auch weniger gefährlich. Aber mit richtigem Vorgefühl ahnte er von ihm allein Gefahr, und als er die Nachricht von seiner lebensgefährlichen Verwundung durch den Wallonen erhielt, konnte er nicht anders, als den Zufall segnen, der ihm den verderblichen Mitwisser beseitigte.

Katharina mußte an seine Unschuld glauben; in ihren Augen durfte er nicht schuldiger erscheinen, als der Vater, der bei jener fünffachen Ermordung die Hand nicht mit angelegt hatte. Was die Tochter dem Vater verzeihen mußte, die Ueberlieferung Friedlands an das kaiserliche Todesurtheil, das konnte sie auch dem Gatten verzeihen. Die Stimme des Hofes, der Jesuiten, auch der übrigen Klerisey war für die Zweckmäßigkeit des blutigen Attentats; dies sollte endlich bei Katharina in die Wagschale fallen. Nur die urböhmischen Familien, die Nachkommen und Verwandten der vertriebenen Patrioten, die noch immer auf eine Selbstständigkeit ihres Vaterlandes hofften, die sich vom Wiener Hofe fern hielten und Ferdinand als ihren Unterdrücker: den ihres Glaubens und ihrer Selbstständigkeit, haßten, sahen in der Egerschen Blutscene eine neue Schmach, die man an einem ihrer ausgezeichnetsten Männer dem Böhmerlande und der Nation angethan. Auch Terzky und Kinsky waren Böhmen. —

Aber dem Einflusse dieser Partei war Katharina leicht zu entziehen. Sie sollte nach Wien, an den Hof; dort mochte sie, als seine Gattin, ein milderes Urtheil über diese sogenannte Hinrichtung vernehmen, dort vernahm sie sogar und sicherlich Lobeserhebungen über ihres Vaters und Walter Deveroux's treue Hingebung.

An den Besitz Katharina's klammerte sich seine geängstigte Seele, wie der Sünder an die Hoffnung der gött-

lichen Barmherzigkeit, an die Erlangung des Himmelreiches. Ihr Widerstand, die Ungewißheit des Erringens steigerte nur die Glut seiner Leidenschaft. Er verlangte ihre Liebe oder den Tod. Nur dieser schien ihm erwünscht als beschwichtigendes Ende seiner Qualen. Nur in Katharina's Armen vermochte er wieder zu hoffen, zu glauben, nur unter ihren Küssen konnte er wieder das Leben liebgewinnen und — vergessen. Ihr Liebreiz, ihre Unschuld, ihre heilige Frömmigkeit bannte die finstern Dämonen von seinem Lager, ihre Anmuth und Huld glättete die Stirne, wenn nachtschwarze Gedanken und Erinnerungen unter ihr auftauchten und sie falteten!

Er bereute aus voller Seele, er rang, er betete nur um diesen einzigen Frieden, um die Versöhnung mit dem Himmel durch die Vermittlung eines Engels! — Um sie zu besitzen, hatte er Alles gewagt und Alles verschuldet. Und doch konnte er Buttler nicht zürnen, ihn nicht seinen Verführer schelten, denn nur zu willfährig hatte er ihm, in Aussicht des Preises, Ohr und Arm geliehen zu der schauerlichen That. Im entscheidenden Momente, das fühlte er, hätte keiner der Dragoner es gewagt, den Feldherrn niederzubohren, ehrfurchtsvoll und zaghaft standen sie vor der Heldengestalt; er selbst mußte es wagen, sollte das begonnene Werk ganz gelingen.

Er hatte die schwere Verantwortung auf sich geladen und jetzt sollte ihm der blutig erkämpfte Lohn entgehen? —

Deverour saß in seiner Wohnung in dem heutigen Morzin'schen Palais in der Spornergasse. Es dämmerte und das geheimnißvolle Dunkel des Abends begann ihn und den weiten Raum des Saales mit magischer Einsamkeit zu umweben. In seiner Hand hielt er ein Bild, Katharina's Brustbild in ein Medaillon gefaßt. Es war ein Geschenk Buttler's, der sein ungestümes Verlangen damit zu beschwichtigen, die Hoffnung in ihm rege zu erhalten suchte. — Liebte Buttler sein Kind nicht so unaussprechlich, er hätte dem zarten Mädchen geboten, Deverour ihre Hand zu reichen und Katharina hätte seinem Befehl gehorsam Folge geleistet; aber er wagte es nicht, das zarte, engelgleiche Wesen, das so seltsam und wundervoll sein Kind, und doch eine von ihm so verschiedene Natur war, durch ein strenges Geheiß zu verletzen, es nur unsanft zu berühren. Freiwillig sollte Katharina Deverour wählen und so seine Schuld an diesen zahlen.

Mit den Blicken einer tiefen, innigen, aber wehmuthsvollen Schwärmerei hing er an den holdseligen Zügen, deren Liebreiz der Maler nicht erreicht, denen er nur halbe Wahrheit gegeben. Seufzer schwellten seine Brust, die der bittre Schmerz des Verlangens und der Hoffnungslosigkeit grausam durchwühlten. — Die Liebe war spät eingezogen in das Herz des dreißigjährigen Mannes, des Soldaten, aber mit doppelter Allgewalt! Es war seine

erste Liebe! — Früh zu den Waffen gerufen, hatte er, rastlos der Kriegesfahne folgend, weder Zeit noch Gelegenheit, ihre süßen Regungen zu empfinden. Bis dahin hatten ihn nur Ehrgeiz und Ruhmsucht erfüllt; jetzt unterlag er einer Macht, die er bisher aus Unkenntniß gering geschätzt, und sie gewährte ihm nur Pein und Trauer, je demüthiger und gehorsamer er sich ihr zu eigen gab.

Weit hinter ihm lag jetzt die Erinnerung an seine kriegerischen Thaten, das Phantom des Ruhmes, der Rausch des Ehrgeizes. Er hatte ja erlangt, was er erstrebt. Die Heldenglorie reizte ihn nicht mehr, wie noch vor kurzer Zeit, als es galt, die Bedingungen zu erkämpfen, unter welchen ihm Katharina's Besitz werden sollte. Aber vor ihm baute sich, an ihrer Seite, ein neuer, schöner, nur geahnter, langentbehrter Lebensfrühling auf mit allen Wunderblumen einer gesegneten Zone, mit allen Nachtigallenklängen und mystischen Mondesstrahlen, mit einer wollüstig trunkenen Luft, vom Blüthenodem geschwängert, mit dem süßen Rauschen der Wasserfälle, deren geschwätziger Ton wie Mädchenküsse klang, mit allen Sternen einer paradiesischen Nacht! — Und dieser Frühling sollte und konnte ihn retten, entsühnen, neu gebären, ihm die Weihe eines neuen Daseins geben! In der Zukunft suchte er das Paradies, das ihm die Vergangenheit verweigert, das er selbst verscherzt. —

Er wollte sich mit Macht den qualvollen Gedanken

entreißen, sprang auf, verschloß das Bild in dem mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Schranke und klingelte dem Diener.

Er wollte Licht um sich sehen, denn er fühlte, daß er dem Schauer dieser Dunkelheit anheimfallen, sich nur tiefer in diesen Gedankenabgrund versenken würde.

Keiner von seinen Laquayen erschien. Aufgebracht, trat er selbst in das Vorgemach, und als dieses leer war, durch die äußerste Thüre, die auf den Treppenabsatz führte. Als er hier einen Schritt heraus und zur nächsten Stufe trat und mit lauter Stimme nach dem Hof hinab seinem Kammerdiener rief, stieß sein Fuß an etwas — ein Papier — es rauschte, während sein Tritt es weiter schob, und als er darnach langte, erkannte er trotz der Dunkelheit, daß es nach Briefart zusammengefaltet sei.

Er nahm den Fund mit in sein Gemach, und die Neugierde, denselben näher zu untersuchen, ließ ihn vergessen, mit dem unaufmerksamen Bedienten zu schelten, der eben mit den brennenden Armleuchtern eintrat.

»Wein!« herrschte er ihm zu, und der Diener entfernte sich, dem Befehle nachzukommen.

Deverour warf sich in den Armstuhl am Tische und betrachtete die Ueberschrift des Briefes. Sie lautete: An Fräulein Elisabeth.

Rasch hatte er die Hülle gelöst — das Blatt entfaltet. Aber die eine Hälfte desselben war versengt, er

konnte nur folgende, offenbar von einer Frauenhand herrührende, Zeilen lesen, die zusammenhanglos zwar, ihn doch den Zusammenhang errathen ließen.

Es waren folgende Gedankenbruchstücke:

»Theure Freundin!

Ja, ich werde meinem Vater — — — —
Dir zuerst mein Geheimniß — — —
Der mich so sehr liebt — — — —
glücklich zu machen — — — —
Der Lieblingswunsch seiner späten Jah — — —
gestehen, daß ich wohl da — — —
lieben könnte, wäre der schreckliche — —
ungegründet. Der Vater zwar — — —
möchte ich gerne glauben, denn — — —
und Wesen ist edel. Ich — — —
zur heiligen Jungfrau — — —
leiten. Bald wird mein — —
sein. Ich küsse Dich

Katharina — — —.«

Das Blatt zitterte in Deverour's Hand; er mußte sich vor dem eintretenden Diener, der die funkelnde Krystallflasche mit dem granatfarbigen Melniker auf den Tisch stellte, mäßigen, um seine gewaltige Aufregung nicht zur Schau zu tragen; aber als sich der Kammerdiener entfernt hatte, jubelte er laut auf, füllte mit dem pur-

purnen Wein ein Glas und leerte es mit einer wilden und feurigen Hast, als gieße er ein neues Lebenselement in Leib und Seele.

Der Brief war von ihr, von Katharina! Zwar kannte er ihre Schriftzüge nicht, aber die Namen, die Andeutungen der Verhältnisse, so weit sie zu errathen, zu ergänzen waren, konnten nur die ihrigen sein. Wenn er dem Raum und Zusammenhang nach die Worte ergänzte, so lautete das Schreiben: »Ja, ich werde meinem Vater Folge leisten. Erlaube, daß ich Dir zuerst mein Geheimniß offenbare. Ich hoffe dadurch meinen Vater glücklich zu machen. Es ist der Lieblingswunsch seiner späten Jahre. Ich will gern gestehen, daß ich wohl Deveroux auch lieben könnte, wäre der schreckliche Verdacht nur ungegründet. Der Vater zwar spricht ihn frei und ihm möchte ich gerne glauben, denn sein Herz und Wesen ist edel. Ich bete täglich zur heiligen Jungfrau, sie möge mich leiten. Bald wird mein Loos entschieden sein. Ich küsse Dich — Katharina Gr. Buttler.«

So schuf er sich nach wiederholten Versuchen ein Ganzes.

Ja, der Brief war von Katharina! — Er jubelte laut auf. — —

Aber, wie kam er hierher, wie in seine Hände, warum war ein Theil desselben verbrannt?

Wer war jene Elisabeth, an welche die Aufschrift gerichtet? —

Ohne Zweifel eine der Mitbewohnerinnen des Hauses, eine von den Töchtern der Witwe Dohalsky von Dohalitz, die diesen Palast eigenthümlich besaß und das zweite Stockwerk bewohnte. Der Ritter Dohalsky hatte nach der Schlacht am weißen Berge Böhmen flüchtig verlassen müssen, seine Witwe war ihm gefolgt, — ihre Kinder, noch zu jung und zu zart für die Leiden und Entbehrungen des Exils, übergab sie der Obhut einer Freundin, aber der Oberstburggraf ließ auf kaiserlichen Befehl die beiden kleinen Mädchen, um ihre Seelen für den katholischen Glauben zu gewinnen, in das Ursulinerkloster bringen. Die Güter des Herrn von Dohalsky wurden confiscirt, er selbst focht mehrere Jahre als Obristlieutenant unter den Schweden. Die Kinder blieben bis zur Rückkehr der Mutter im Kloster, welche erfolgte, nachdem der Gatte an den Folgen einer Wunde im schwedischen Lager gestorben war. Sie ward begnadigt, aber von ihrem Besitzthum erhielt sie nichts wieder, als den genannten Palast, über welchen der Fiscus noch nicht verfügt hatte, auch mußte sie ihre Kinder in der katholischen Religion lassen.

Im Ursulinerkloster war es, wo Katharina mit den Fräulein Dohalsky Freundschaft geschlossen; dies Verhältniß ward auch außerhalb des Convents fortgesetzt. —

Und so war dieser Brief ohne Zweifel, ein Ausdruck des Vertrauens, an die ältere der beiden Schwestern gerichtet.

Zwar wußte Devereux, daß die Damen Dohalsky glühende, ja, man könnte sagen, fanatische Patriotinnen, daß sie Alles, was österreichisch war, und auch so ihn als einen der Mitverschworenen von Eger, von ganzer Seele haßten; diese Freundschaft Katharina's beängstigte ihn oft, sie mißfiel ihm, — jetzt aber segnete er diesen Umstand. Ihm ja dankte er nun diesen Schimmer von Hoffnung und Gewißheit. —

Also Katharina liebte ihn — sie war ihm, sie war seiner Person wenigstens nicht abgeneigt, denn sie rühmte seine Eigenschaften. Nur der finstre Verdacht hielt sie noch zurück, dem Wunsche des Vaters fügsam, schon jetzt in seine Arme zu sinken. Sie selbst sprach die Hoffnung, ja, die Gewißheit aus: er konnte, er sollte sie besitzen! — —

Aber vor allen Dingen mußte jener Argwohn in ihrer Seele vernichtet werden, er mußte in ihren Augen unbetheiligt, unschuldig erscheinen. Seine Betheuerungen und Schwüre wollte er mit denen Buttler's vereinigen, um sie zu überzeugen.

Er brauchte keinen Zeugen für das Gegentheil zu fürchten, — Mac Fergus etwa ausgenommen. Dieser war jetzt tödtlich verwundet, und Devereux rief den Himmel an, ihn durch den Tod von diesem Träger des

Geheimnisses zu befreien. Er war nahe daran, zu bedauern, daß er den Tod des Dragoners nicht selbst veranlaßt, um seine gefährliche Aussage für immer zu beseitigen; denn unablässig raunte ihm eine Ahnung zu, der Schotte sei trotz Schwur und des reicherhaltenen Lohnes gefährlich; aber er beschwichtigte sich bald wieder und widerlegte seine eigenen Besorgnisse, indem er sich sagte: »Doch warum auch!? Er mag leben! Warum sollte er an mir zum Verräther werden? Ihn bindet sein Schwur. Diesem Volke ist ein Eid noch heilig, es stirbt, ehe es ihn bricht. — Er weiß, ich bin ein gnädiger Herr, der zu belohnen versteht; ich gebe ihm Geld, wenn er dessen bedarf; ich kann meinen mächtigen Einfluß aufbieten und ihn vom Henkertode befreien, dem er verfallen. Wenn er genesen sollte, bin ich der Einzige, bei dem er hilfeflehend Rettung suchen wird. Meine Fürsprache ist sein letzter Rettungsanker, nach dem er vielleicht jetzt schon im Geiste die Arme ausstreckt. Und diesen Umstand kann ich benutzen; er kann mir zum Heile werden. General Marradas ist mein Freund: der Platzcommandant vermag ihn, wenn ich bitte, zu begnadigen. Daraus entspringt mir seine neue Verpflichtung, eine doppelte unbedingte Dankbarkeit, und die vermag ich zu nützen. Mac Fergus, der Zeuge jener Scene, mag für mich bei Katharina auftreten. Er soll ihr sagen und betheuern, daß ich nicht Hand angelegt habe an den

Herzog, — das Gegentheil soll er glaubwürdig aussagen. Ihm muß sie glauben. Ist dies geschehen, so ist auch seine Zunge ewig gebunden. — Darum mag er leben; sein Leben nützt mir. — Ich muß ihn sprechen! — Doch nein! im Kloster der Malteser ist ihm schwer beizukommen, er wird bewacht, vielleicht auch belauscht. Es würde Aufsehen erregen, wenn der General dem Soldaten solche Theilnahme bewiese. Vor der Welt muß ich jede nähere Gemeinschaft mit ihm meiden. — Gut! Er soll die Todesangst kosten, — wenn er erst in der Regimentshaft dem Urtheilsspruch entgegenzittert, dann erscheine ich als Retter und knüpfe seine Befreiung, den Gewinn seines verspielten Lebens, an jene Bedingung. Er muß, er wird einwilligen! Die leichte, unschuldige Lüge, einem Mädchen gegenüber, die nur verneint und entlastet, nicht beschuldigt und verdirbt, wird sein Gewissen nicht beschweren. Ich verlange keinen neuen Eid, auch Katharina wird einen solchen nicht fordern; halb von mir und dem Vater überzeugt, wird sie ganz glauben und jeden Zweifel überwunden geben.«

»So endigt,« schloß er das halblaute Selbstgespräch, »noch Alles im rosigen Lichte, was sich als schwarzes Wolkenheer drohend vor mir aufgethürmt. Dieser Brief, dies holde Geständniß, dies mädchenhafte Schwanken dem Ergeben nahe, und Mac Fergus' Zeugniß, das ihm das Verhängniß abzwingt: — und der Sieg ist mein!« —

Er füllte das Glas und kühlte im raschen Trunke die Glut der Begeisterung, die in ihm aufwallte.

»Katharina!« rief er im schwärmerischen Tone und erhob das mit Purpur durchleuchtete Gefäß, und schwang es hoch, »Katharina mein! Hört es, ihr finstern Traumbilder, ihr neidischen Nachtgestalten, die ihr mich peinigt und an eine Schuld mahnt, die allein der Kaiser, mein Gebieter, zu verantworten hat, und flieht vor der leuchtenden Erscheinung des Engels, der mein Haupt entsühnt und ihm die reine Weihe wieder gibt! Mein Lenz kommt spät, doch ist es ein Lenz, ein farbenreicher, blütengesegneter, und ich habe ihn schwer errungen! Der Himmel zürnt nicht mehr, er hat seine Gnade mir wieder zugewendet: — Wäre jetzt Buttler hier: es würde nun Alles schnell zu Ende gebracht! So muß ich freilich noch harren und auf den Anblick meiner Göttin verzichten.« —

Er erhob vom Neuen das Glas und rief: »Der Zukunft, ihrem Sonnenrothe diesen purpurnen Trank, der nun nicht mehr an Blut gemahnt; den Tagen des seligsten Genusses und des Vergessens!«

Zwei Fragen legten sich ihm vor, die er nicht leicht beantworten konnte: Wie kam der Brief vor seine Thüre? Hatte ihn Fräulein Elisabeth zufällig verloren, hatte sie ihn mit Absicht dorthin gelegt, um ihm versteckt diese glückbringende Verkündigung in die Hände zu spielen? Haßte sie ihn nicht — wie er bisher vermuthet —, war

sie um der Freundin willen milder gegen ihn gesinnt geworden und wollte sie sich dadurch auch in dem neuen Verhältniß die Freundin erhalten, indem sie Frieden mit dem künftigen Gatten derselben schloß, indem sie das scheue Geheimniß Katharina's wie unwillkürlich verrathend, seiner Bewerbung Muth und Hoffnung gab? Und wie kam es, daß die eine Hälfte des Briefes versengt war? Die fehlenden Worte eben ergänzten den Inhalt, — der aber nach seiner Lösung keinen Zweifel an der Beziehung auf ihn und sein Verhältniß und keine andere Deutung zuließ. — Aber er war zu berauscht von seinem Glücke, um lange über die Lösung dieser Fragen zu brüten. Eine selige Gewißheit hielt er in seinen Händen, die in dem Schreiben ausgesprochene Bedingung war in seine Macht gegeben: warum sich noch länger mit Zweifeln geringerer Bedeutsamkeit quälen!? —

Er leerte den Rest des Weines. Der feurige Trank tobte in seinen Adern, Freude und Hoffnung glühten in seinem Herzen, es trieb ihn hinaus in's Freie; er mußte seinen Ungestüm an den ruhigen Busen der Natur legen.

Er klingelte dem Diener und befahl sein wildestes Pferd zu satteln. — Bald darnach sprengte er, nur von einem Reitknecht begleitet, über den wällschen Platz hinab zum Aujezder Thore hinaus, durch das Dorf Smichow, bis nach Slichow und die Gegend des Déwczin in die schneebedeckte Landschaft, über welcher der Mond

mit seinem blendenden Silberflimmer aufgegangen war. Zur Rechten krönten schwarze Nadelhölzer, nur hier und da von einzelnen weißen Gehöften unterbrochen, die Anhöhen, links brauste die Moldau dahin über Klippen und Wehre, weiße Nebel und wallende Dünste, die der Frost entlockt, ausathmend, und jenseits des breiten majestätischen Stromes glänzten die Zinnen des Wischehrad, an dessen Fuße abwärts sich die endlose hundertgethürmte Stadt in schwarzen Schlagschatten und bleichen Mondlichtern ausdehnte. —

Uns ist der Brief und sein seltsamer Fund kein Räthsel. Es genügt nur zu bemerken, daß Pater Xaver an demselben Tag und zu derselben Stunde sich in dem Dohalsky'schen Palast befunden hatte. Er war der Witwe nicht fremd; seine mächtigen und vielfachen Verbindungen setzten ihn in den Stand, ihr mehrfache Dienste zu leisten. Ohne sie wegen ihres Glaubens — sie war insgeheim Protestantin geblieben — zu bedrängen, schien er nur darüber zu wachen, daß die Töchter in der katholischen Religion, in der sie auf Befehl des Kaisers erzogen worden, beharrten. Dies war nur ein Vorwand. — Xaver war auch Deveroux bekannt, doch diesmal vermied er es, bei dem General einzusprechen; als er den Brief vor die Eingangsthüre legte, hatte er die Gewißheit, daß keiner von den Dienern sich innerhalb derselben befand. Sie ergötzten sich eben im Hofe mit Werfen von Schnee-

bällen. Es war zu vermuthen, daß Deverour endlich heraustreten und das Schreiben selbst finden würde. Fand es dennoch einer der Diener, so war anzunehmen, daß es dieser seinem Herrn mittheilen würde. Gerieth es aber einer dritten, unbetheiligten Person in die Hände, so war sein Inhalt ohne jede Beziehung, der Brand hatte den Zusammenhang und so den deutlichen Ausdruck zerrissen, kein Name war mit Bestimmtheit genannt, die Handschrift Jedermann fremd.

Und der Zufall war diesem Plane Xavers und der Frau von Milota günstig. Es lag in ihrer Absicht, Deverour's Leidenschaft zu steigern, ihn mit Hoffnung zu erfüllen. Die Aussicht, welche ihm das Schreiben eröffnete, ließ den Glücklichen auch nicht ängstlich nach der Quelle forschen. Es war nicht anzunehmen, daß er Katharina nach der Abfassung desselben, oder Fräulein Elisabeth Dohalsky nach ihrem Eigenthume und dessen Verlust, befragen würde.

Vor der Hand war ein Zweck erreicht, und daß es dieser sei, erfuhr der Jesuit sogleich am folgenden Tage, wo er den General unter irgend einem Vorwand besuchte. Als Katharina's Beichtvater besaß er auch Deverour's Vertrauen; von seinem ganzen Verhältniß zu ihr und Buttler war er unterrichtet. Und so zögerte Deverour im Drange seines Glückes keinen Augenblick, den Priester von seinem Fund und von der seligen Gewißheit

seines Glückes in Kenntniß zu setzen. Dieser nahm die Mittheilung hin wie eine Sache, die weder einen Zweifel zuließ, noch einer Bestätigung bedurfte. —

Hätte aber Mac Fergus geahnt, daß ihm noch von einer andern Seite, daß ihm von Deverour, der ihm verpflichtet war, Befreiung und Rettung in Aussicht stehe, er hätte seinen Eid nicht zu brechen sich entschlossen, hätte sich nicht unbedingt dem Jesuiten in die Arme geworfen. Er wählte das Näherliegende. Die Aussicht zur Flucht war verlockender; der Ausspruch des Kriegsgerichts konnte nur als sein Todesurtheil lauten. Daß es dann noch eine Hoffnung für ihn gäbe, daß Deverour's Einfluß ihm Gnade erwirken könne, daran dachte er in seiner Beängstigung vor dem Henkertode nicht, die sich um so mehr steigerte, je mehr er der Genesung entgegenschritt. — Die Aerzte hatten seinen Zustand bald für gefahrlos erklärt. — Sobald er das Lager verlassen und einen Gang in's Freie wagen konnte, war ihm seine Befreiung von Pater Xaver verheißen worden. —

Und Pater Xaver unterließ nicht, dem nun lebensbegierigen Schotten seinen Rettungsweg als den einzig möglichen anzupreisen. —

Das erste Sonnenlicht, das in Mac Fergus' Zelle — sein Gefängniß — leuchtete, schien ihm aus dem schwedischen Lager herüberzuschimmern; dorthin flog seine Zuversicht, dahin eilte seine Hoffnung. —

10.

Prinz Ferdinand, oder vielmehr der bereits designirte und gekrönte König Ferdinand der Dritte, hielt seinen feierlichen Einzug in Prag.

Für den Theil unserer Leser, der sich mehr für die historischen Thatsachen interessirt, müssen wir bemerken, daß Ferdinand III., wenngleich von Jesuiten erzogen, viel milderen Charakters, viel toleranter und — menschlicher war, als sein Vater. Die Güte seines Herzens, man könnte sie reine Passivität nennen, ohne dadurch einen Tadel auszudrücken, ließ ihn nicht vollständig ein Werkzeug der Pfaffen werden. Verfolgungen, Verbannungen, Confiscationen und Menschenschlächtereien erlitten unter seiner Regierung ihre Endschaft.

Zwar übernahm der junge König nunmehr das Kommando über sämmtliche Kriegsschaaren des Kaisers und war berufen, den dreißigjährigen blutigen Kampf auszukämpfen. Ein Held, dieser Aufgabe gewachsen, war Ferdinand nicht. Er eroberte den Oelzweig des westphälischen Friedens, nachdem Völker und Fürsten nach

so langer Anstrengung, nach Ueberbietung aller Kräfte, naturgemäß die Arme erschlaffen gefühlt hatten und zu erkennen anfingen, daß Ruhe zur Zeit ein höheres Bedürfniß, ein etwa fortzusetzender Kampf aber eine Unmöglichkeit sei.

Die Begebnisse unserer Erzählung jedoch spinnen sich noch innerhalb des Zeitraumes ab, welchen man den dreißigjährigen Krieg nennt. Keiner von Jenen, die in der Egerschen Nacht das Blut ihres Feldherrn und seiner Freunde vergossen und so der Entwickelung der Geschichte einen vielleicht anderen Ausgang gaben, erlebte das Ende des gewaltigen Kampfes. —

In dem ungeheuren, sogenannten deutschen Saale, welchen König Wladislaw erbaute, wurde dem jungen Prinzen ein Bankett gegeben.

Sein Gefolge war eben so glänzend, als zahlreich. Türkensclaven — Gefangene des letzten ungarischen Krieges — Neger, Szeckler, Jazygen, Kumanen, Heiducken, Hanacken umgaben als niedere Dienerschaft den Kaisersohn bereits bei seinem Einzuge; ungarische, österreichische, steirische, italienische, spanische und niederländische Edelleute, zum höheren Dienst erkoren, vervollständigten die Umgebung des künftigen Königs, der sich den Böhmen in der Pracht des künftigen Herrschers zeigen wollte.

— Es war eine finstere und ruhige Novembernacht; aber der Hradschin strahlte vom Eingang in den ersten

Burghof, bis zum Chor des Doms und zur Allerheiligen-Kirche in Feuerflammen, Pechkränze leuchteten in alterthümlichen Eisenhelmen, die man aus den Zeughäusern entlehnt, längs den Mauern des Vierecks, die Fenster des Wladislawsaales selbst glänzten in feenhaftem Lichte, man hatte die Kathedrale, dies edle, ehrwürdige, gothische Bauwerk, mit seinem riesengroßen Thurme, durch Hunderttausende von Lampen und Lichtern, die auf Simsen, Bogen, Giebeln, Thürmchen, Nischen und Ornamenten angebracht waren, feenhaft erleuchtet, daß sich der mächtige Bau wie eine strahlende Feuergarbe in die Himmelsnacht emporhob.

Der Burgplatz selbst war erfüllt von prächtig gekleideten, gold- und silberbetreßten Laquayen, von Heiducken, Pagen, Läufern mit Windlichtern, von glänzenden Karossen, Sänften und kostbar aufgeschirrten Reitpferden. Hellebardiere, Stadtsöldner und die rothen Truppen aus der Garde des Prinzen bildeten Spaliere, wehrten die zudrängenden Volksmassen ab, und hielten die Bogeneinfahrt vom zweiten Burgplatz her mühsam für die einströmenden Gäste, die eine ununterbrochene Reihe bildeten, offen.

Vom Lorenzberge gleichzeitig, wie von den Bastionen hinter der Staubbrücke, donnerten die Karthaunen, das Fest und den Moment des Erscheinens des kaiserlichen Gastes verkündigend. Dazwischen rauschte Musik aus

den ab und zu geöffneten Thüren des Wladislawsaales, an dessen — seine ganze Fronte einnehmenden — Freitreppen sich Wagen und Sänften drängten, um sich ihres Inhalts, der reich- und buntgeschmückten Gäste, zu entleeren.

Es war dies Banket zugleich ein Maskenfest; die Verkleidung war willkürlich. Die Damen trugen größtentheils schwarzsammtne Halbmasken, die damals, nach Frankreichs Vorbild, auch häufig in der Kirche und bei öffentlichen Ausgängen, wenn sie nicht erkannt sein wollten, angelegt wurden; die Cavaliere jedoch, alle in spanischen, deutschen oder italienischen Nationaltrachten, waren sämmtlich unmaskirt. Was eine Würde, einen hohen Rang bekleidete, oder auch sonst ein öffentliches Amt, so wie die Krieger in ihrem Schmucke, war in dem gebührenden Gallastaate zu sehen.

Der riesengroße Saal gewährte in der That einen feenhaften Anblick. Zehn große Girandolen erleuchteten den Raum und ihr Glanz brach sich in den zahlreichen Wandspiegeln und dem geglätteten Getäfel. Unter seinen Gallerien, die an allen vier Seiten hinlaufen, hatte man zwischen den Tragsäulen Estraden errichtet; hier saßen und standen in bunten und malerischen Gruppen Herren und Damen, den Tanz entweder beobachtend oder einer Aufforderung harrend. Dicht geschaart durchwogte die Menge den inneren Raum. Auf den Balko-

nen, oberhalb des Einganges, und diesem gegenüber, musizirten zwei Chöre; sie bestanden, nach den damaligen Benennungen, aus Zinkenisten, Lauteniren, Discantisten, Bassisten, Flautenisten, Dulcianen, Trompetern und Pauckern. Schon daraus geht hervor, daß damaliger Zeit Gesang mit Tanzmusik abwechselte, oder diese auch von jenem begleitet wurde.

Aus diesem Saale und zurück wogte der bunte Strom in den daran stoßenden kleineren Saal, den sogenannten ständischen, der geringer an Raum, aber mit noch verschwenderischerer Pracht an Marmor, Stuck, Vergoldung und Schildereien ausgeschmückt war — wie man dies großen Theils noch heut zu sehen vermag. —

— Rechts davon befinden sich die verhängnißvollen Fenster, aus denen beim Beginn der böhmischen Unruhen die kaiserlichen Statthalter Slawata, Martinitz und der Geheimschreiber Platern (Fabricius) von den ständischen Patrioten unter Anführung Matthias Thurn's in den 28 Ellen tiefen Wallgraben hinabgestürzt wurden, ohne — erheblichen Schaden zu nehmen. —

Der königliche Prinz war noch nicht gegenwärtig; doch sah die ganze Versammlung seinem Erscheinen mit ungeheurer Spannung entgegen.

Endlich rollte es draußen dumpf. Sechs feurige Rosse stampften gleichzeitig das Pflaster, Trompeten schmetterten; Pauken wirbelten, die Flügelthüren öffneten

sich und Ferdinand erschien, begleitet von seinem Hofstaate, den Generalen und Großwürdenträgern des Reiches. Eine brausende Fanfare und allgemeiner Zuruf empfing ihn.

Ferdinand mochte damals etwa 28 Jahre zählen, doch erschien er bedeutend jünger; ein Umstand, den man seinen blauen Augen und blonden Haaren zuschreiben konnte, die er von seiner Mutter, Kaiserin Eleonora, geerbt.

Der Prinz war in spanischer Tracht von weißem Atlas mit Silber gestickt. Auf der Brust hing der Orden des goldenen Vließes, mit Brillanten garnirt. Seine Gestalt war schmächtig, mittelgroß, sein Benehmen sanft und einnehmend.

Unter seinem Gefolge, in dem sich fast alle Nationalitäten, die damals dem österreichischen Scepter gehorchten, repräsentirten, heben wir besonders den General-Lieutenant Fürsten Piccolomini und dessen Neffen Sylvio hervor. — In unmittelbarer Nähe folgten ihm auch die Generale Colloredo, Grandprior der Malteser, und Marradas, beide ihrer Zeit von Wallenstein abgefallen und vom Kaiser reich belohnt: jetzt Commandanten von Prag. —

Fürst Octavio, die bekannte hohe Heldengestalt, mit den starren hagern Zügen, großem schwarzem Knebelbart, die Haut gebräunt, fast olivenfarbig, das Auge

klein und tief liegend, aber von gewaltigem Feuer, das kurz verschnittene Haar bereits schon stark in's Graue spielend. Auch er trug das goldene Vließ auf seinem braunsammtnen, gelb ausgepufften Wams.

Graf Sylvio war hager, schmächtig, fast klein; man sah es dem gelben, eingefallenen Gesichte an, daß ihn körperliche Leiden beschwerten; der matte Blick, trotz des schönen schwarzen Auges, sprach dies aus, mehr noch aber ein gewisses Mißbehagen, eine Abspannung und Uebersättigung. Seine reich mit Goldstickerei gezierte Kleidung von dunkel karmoisinrothem Sammet stand ihm nicht unvortheilhaft, eine hellere Farbe würde ihn entstellt haben. Auf seiner Brust hing eine große goldene Medaille mit dem Bildniß des Kaisers.

Noch erwähnen wir in dem Gefolge des Prinzen der Generale Walther Deverour und Leßley. Alles, namentlich die Damen, drängte sich beim Eintritt des königlichen Gastes nach den Estraden, um den glänzenden Zug besser sehen zu können, wodurch der mittelste Raum des Saales frei wurde.

In der Mitte desselben angekommen, neigte der Prinz leicht das Haupt und gab mit einer Handbewegung das Zeichen zum Beginn des Tanzes. —

11.

Frau von Milota und Bohumila schmückten sich, von Madlena bedient, zum königlichen Bankette.

Das junge Mädchen trug ein damastnes Kleid von rosenrother Farbe, lang, weit und faltig, nach damaliger Sitte, doch mit wenigen und einfachen Verbrämungen, die schlanken Hüften umspannte ein schwarzer Gürtel, das Haupt war nur mit einem sammtnen Stirnband von gleicher Farbe und einer Perlenschnur geschmückt, unter welcher die vollen, reichen, goldenen Locken fessellos weit hinabrollten auf Schultern und Rücken. Sie war entzückend schön in dieser kleidsamen Einfachheit! Ein zufriedener, man könnte sagen, ein hoffnungsvoller Blick der Frau von Milota schien dies Gefühl auszusprechen, als sie ihre Tochter nach vollendetem Putz betrachtete.

Die Freifrau selbst war ihrer Kleidungsfarbe, der schwarzen, treu geblieben, nur war es ein reicherer Stoff, wie er für die glänzende Gesellschaft sich eignete, der heut ihre schlanke, hohe Gestalt umhüllte.

Beide Frauen trugen die venetianische Halbmaske,

unter deren Ausschnitt Bohumila's Lippenpaar wie eine frische Rosenknospe aufblühte.

Noch nahm die Freifrau aus einem Glase im Fenster eine frische Rose, eine kostbare Seltenheit dieser Jahreszeit, und hüllte diese sorgfältig in ein Tuch, das sie in ihrer Tasche barg.

Nachdem so der Putz vollendet und die Dienerin sich entfernt, betrachtete die Dame ihr Kind lange mit einem freundlichen und doch wehmüthigen Blicke, dann sagte sie:

»Meine Tochter, gute Bohumila, Du gehst vielleicht heut der ersten Aufgabe Deines Lebens, die Dein Schwur bedingt, entgegen. Wenn ich Dir den Mann bezeichnet habe, dessen Liebe Du erringen sollst, wenn ich Dich dann — wo Deine Erscheinung seine Aufmerksamkeit erregt, kurze Zeit verlasse, oder scheinbar nicht beobachte, dann sei ihm gegenüber, wie es geziemt, schüchtern zwar, doch nicht schweigsam. Sei verschlossen, in dem, was ich Dir genannt, doch antworte seinen Fragen. Laß ihn ahnen, daß seine Theilnahme Dir nicht lästig, daß sie Dir nicht ganz unangenehm ist. Scheuch' ihn nicht zurück, laß ihn errathen, wünschen, hoffen. Sprich mit ihm, wie mit jedem Manne sonst, dessen Erscheinung, wie es oft geschehen, das Gefühl der Bangigkeit in Dir erregte, ohne Dich zu verwirren, zu beängstigen, ohne Dir zu widerstreben. — Nicht wahr? Du wirst Alles so thun, wie ich Dir gesagt?«

»Ich werde es, theure Mutter,« versetzte das Mädchen mit zitternder Stimme, »wenn mir der Himmel nur den Muth verleiht. Aber ich werde in Deinen Augen jedes Mal die Antwort lesen; nur mußt Du mich nicht verlassen — nicht lange. Ich werde so entsetzlich allein sein in der großen glänzenden Versammlung und zittern.«

— »Es wird sich Alles gut fügen, mein süßes Kind! Hast Du ja sonst nicht gebebt und Dich geängstigt am Hofe des Herzogs, im Geräusch der Feste, die oft noch kaiserlicher waren, als die des Kaisers. Muth, Muth und Selbstvertrauen.« —

Der greise Diener Basil, welcher eintrat, unterbrach das Gespräch.

Er meldete, daß der Wagen vorgefahren.

Frau von Milota preßte das Mädchen zärtlich in ihre Arme und Beide folgten dem voranleuchtenden Diener nach der Hausflur.

Vor derselben hielt eine stattliche Carosse. — Ein Diener öffnete geschäftig den Schlag; auf einen Wink der Freifrau stieg Bohumila zuerst ein; die ältere Dame selbst flüsterte dem Diener Basil noch einige Worte zu, dann folgte sie, von seinem Arm gestützt, der Tochter nach in's Innere des Wagens.

Eben sollte der Schlag mit dem breiten Fenster, das beinahe die Hälfte des Fuhrwerks einnahm, geschlossen werden, als vom Barnabiterkloster ein Reiter herauf-

sprengte, dem Kutscher ein Halt! zurief, sein Pferd zwischen dem Thor und der Carosse parirte, das Haupt entblößte, aus dem Wams ein Schreiben nahm, und in den Wagen gebeugt, dasselbe mit den leise gesprochenen Worten der Freifrau überreichte: »Von Sr. Hochwürden, gnädigste Frau! Der Inhalt ist dringend und von großer Wichtigkeit, sagte der Hochwürdige, und er selbst werde zur Stelle sein in der bezeichneten Tracht und zur rechten Zeit und sich zu erkennen geben.« —

»Habt vorerst Dank,« versetzte die Freifrau dem Reiter, indem sie zugleich aus dem Wagen sprang, und zur Tochter zurückgewendet, sagte: »Bleib' indeß, mein Kind; ich kehre sogleich zurück.«

Sie verschwand im Innern des Hauses.

Eiligen Schrittes flog sie die rechte Seitentreppe hinan, und nahm aus der Hand Basils, der ihr kaum zu folgen vermochte, den Armleuchter, dann trat sie rasch allein in den Saal.

Hier warf sie sich in den Sessel, löste das Siegel des Briefes, in welchem ein zweiter mit großem, schwarzem Petschaft verschlossener enthalten war, und verschlang den Inhalt der Zeilen auf der innern Seite des Umschlags. Ihre bleichen, fieberhaft erregten Züge drückten zuerst die größte Spannung aus, dann aber, bei der vollen Erfassung des Inhalts, rötheten sich die Wangen, der Blick leuchtete in seiner dämonischen Glut und über das

ganze Antlitz breitete sich der Ausdruck einer fast höllischen Schadenfreude aus. Die Frau war zum Entsetzen schön in diesem Augenblicke. Ihr Busen hob sich stürmisch, das Blatt zitterte in ihrer Hand, und es war, als bemeistre sie nur gewaltsam ein lautes triumphirendes Hohnlachen.

Einer der ausgesandten Rachegeister schien sieggekrönt in ihre Brust zurückgekehrt zu sein. —

Laut vor sich — denn sie wußte, es belausche sie kein Verrätherohr — sprach sie mit tiefer Stimme: »Hab' Dank, Du mein schwarzer Engel, und Du süßes, holdes Blatt! Du kommst zur rechten Stunde — jetzt mitten in den Rausch hinein, in das Blumengewinde, in das Festgetön: ein greller, schriller Ton, ein letzter Seufzer, ein Todeshauch! — Heut gilt es ein Götterfest!«

Sie hätte noch länger geschwelgt in ihrer plötzlichen und nachhaltigen Freude, erinnerte sie sich nicht der harrenden Tochter unten und des Bankets, und der Entwürfe, welche sie dorthin riefen.

Rasch erhob sie sich, barg den schwarzgesiegelten Brief in ihrem Busen, nahm aus einem Tapetenschrank ein weites dunkles Gewand mit Kapuze, das ihre ganze Gestalt verhüllte und unkenntlich machte, legte dieses um und eilte im Finstern hinab in den Wagen.

Sie drückte Bohumila, die bescheiden nach dem Grund dieser Verzögerung fragte, krampfhaft die Hand, und

sagte: »Denk' an Deine Rolle, Bohumila, und laß' mich. Es genüge Dir, daß mir wohl ist, sehr wohl, und daß mir eine Freude geworden zum ersten Mal seit jenen Tagen des Elends.«

»Du bist froh, gute Mutter,« versetzte das kindliche Mädchen; »nun bangt mir auch nicht mehr vor dem Bankett, nun werde ich auch unbefangener sein und Dir gefallen.« —

Frau von Milota ließ den Wagen vom zweiten Burgplatz aus durch den Schwibbogen nach der Domkirche, und dieser entlang auf den Georgiplatz, in die Nähe des gleichnamigen Klosters, fahren, und daselbst halten. Hier, so nahe dem Orte des Festes, war Alles dunkel und öde, denn die nächste Bevölkerung hatte sich in die Nähe des Festes zum Saale und auf den dritten hellerleuchteten Burgplatz gedrängt, um wenigstens die strahlenden Fenster zu sehen, oder einzelne gebrochene Töne, die aus dem Innern drangen, zu erlauschen.

Hier verließen die beiden Damen den Wagen, und folgten dem Diener, welcher mit einem Windlicht voranleuchtete, am Chor der Kirche vorüber, ließen die Allerheiligenkirche links, traten dann einige Stufen abwärts auf den Burgplatz und standen vor der Treppe des Saales.

Erst jetzt gewahrte Bohumila bei der glänzenden Beleuchtung den veränderten Anzug der Mutter.

»Du hast eine Verkleidung gewählt?« fragte sie befremdet.

»Ich habe Grund dazu erhalten,« entgegnete die Freifrau; »jetzt nichts davon.«

— Sie traten in den Saal. — Das Fest hatte schon seit geraumer Zeit begonnen.

Der Diener kehrte nach dem Georgiplatze zurück; er hatte den Auftrag erhalten, mit dem Wagen die Rückkunft der Damen zu erwarten. —

12.

In dem eben verlassenen öden Palaste, in Madlena's Stube, saßen diese selbst und der alte Diener Basil bei ihrem Abendmahle.

Zwischen ihnen brannten die Wachskerzen, im Kamin loderte helles Feuer und verbreitete wohlthätige Wärme, die Mahlzeit war beinahe zu Ende, und noch war kaum ein Wort von den Lippen der beiden ernsten, gemessenen, und wie es schien, lebensstarren Gestalten gekommen. —

Da unterbrach Basil zuerst das lange Schweigen.

»Seltsam,« sagte er, das greise Haupt schüttelnd, »ich hätte es nicht geglaubt, wenn es nicht eben geschehen wäre! Nach Allem, was vorgekommen, besucht die gnädige Gräfin heut mit dem Fräulein das Bankett zu Ehren des kaiserlichen Prinzen. Das muß einen tiefen Grund haben.«

»Herr Haushofmeister,« versetzte Madlena im Tone des Vorwurfs, »Ihr wißt: ich kann schweigen, und das fällt mir leichter, weil ich nicht ungehörig frage. Die

Gräfin wird es wissen und — wie Ihr gesagt, ihren Grund haben.«

»Frau Kammerdienerin,« entgegnete der Alte leicht verletzt, »ich habe die Worte nicht gesprochen, um unsre Herrschaft zu tadeln, oder um ungebührlicher Neugier zu fröhnen.«

— »Ich weiß, doch hat Ihre Gnaden uns befohlen, nicht zu fragen, und werden wir gefragt, zu schweigen.«

— »Ganz gut, und bezieht sich dies auf andere Leute. Wir Beiden aber, Frau Kammerdienerin, die wir ehedem am Hoflager des Grafen und des Herzogs eine ganz andere Rolle gespielt, und die wir aus purer Dienertreue und Anhänglichkeit diese freiwillige Verbannung, diese Oede und dies Karthäuserschweigen gewählt: wir Beide werden, wenn unser Herz bekümmert ist, ob dem Wohl oder Weh der geliebten Herrschaften, unsre Furcht und Hoffnung uns doch mittheilen können! Wir Beide, Frau Kammerdienerin, werden einander doch nicht mißtrauen, werden uns nicht mißverstehen, wir — die im Dienste des glorreichen Hauses — während langer Jahre, so zu sagen, das Inwendige des Herzens gegen einander herausgedreht! — Ich glaube, mit mir könntet Ihr sprechen — Frau Kammerdienerin!?«

»Gewiß, gewiß,« sagte Madlena, und reichte ihm über den Tisch hinüber begütigend die Hand, »wir Beide beargwöhnen uns nicht, und beneiden uns vielleicht nur

darum, wer treuer ist. — Was mich betrifft, so meine ich, daß die Gräfin den Bitten des Fräuleins doch endlich nachgegeben und ihrer Trauer eine Schranke gesetzt hat; daß sie dem Fräulein den Anblick des glänzenden Festes hat vergönnen wollen; solch junges Blut verkümmert ja in dieser ewigen Einsamkeit, wo es nur drei menschliche Wesen sieht und die schwarzen, verfallenen Wände. Und das Fräulein hat's doch auch um die Gnädige verdient, daß sie ihr nach so langer Zeit wieder ein Vergnügen gestattet. Ihr selbst mag's freilich schwer ankommen. Das weiß Gott!«

»Das weiß Gott!« fiel mit ehrfurchtsvollem Tone der Diener ein, »ob es das gute Fräulein verdient hat. Wäre die Liebe und treue Anhänglichkeit dieses Findelkindes nicht, so läge unsre Gräfin lebendig begraben — es muß ein entsetzlicher Tod sein — in der Egerschen Kirchengruft.«

»Ja,« stimmte Madlena beifällig ein, »dies Kind hat in der Gewalt seiner Liebe uns alte starke Leute beschämt, und diese ausdaurende Liebe hat die Gräfin gerettet.« —

Basil stützte das gefurchte Haupt in die Hand und sprach in abgerissenen Sätzen, wie Erinnerungen an einander reihend, Erinnerungen, die Beiden gleich lebendig waren und in ihrer Wiederholung ihnen doch immer wieder neu erschienen: »Als die Gräfin nach der blutigen Mordnacht, und nachdem die Herzogin in ihren Armen

den Geist aufgegeben, Gift genommen hatte, und alle Aerzte, selbst wir Beide, sie für todt hielten, da glaubte das Fräulein allein nicht d'ran, sie wollte Tag und Nacht nicht von der Leiche —«

»Und schrie und weinte immer, die Mutter müsse die Augen aufschlagen, müsse erwachen,« ergänzte Madlena.

»Selbst als die Träger am dritten Abend kamen, folgte sie dem Sarge — wir blieben zurück — wir waren gebrochen. Wo solch zartes Fräulein nur die Kraft hernimmt!«

— »O, mehr noch, die Schauer unter den Todten!« bemerkte Madlena.

»In später Nacht noch entlief sie uns, und durch Bitten und Thränen bewog sie den Kirchendiener, daß er sie in die Gruft ließ, daß er ihr ein Licht gab und ihr erlaubte am Sarge der Todten zu weinen. Selbst dem alten Mann kam's schauerlich vor!«

— »Und dort lag sie mitten unter Särgen und Todtengebeinen in der modrigen Luft über den Sarg der Gräfin ausgestreckt, sah durch das Fensterlein, was oben angebracht war, ihr in's Angesicht und rief immer nur: Wach' auf, gute Mutter, wach' auf! — Denkt Euch, mutterseelenallein die ganze Nacht, den ganzen Tag und noch eine Nacht, — ohne Speise und Trank.«

»Die Gräfin hört' es wohl, daß sie gerufen wurde,« ergänzte nun seinerseits Basil, »aber sie konnte ihrer

Sinne nicht mächtig werden. Das Gift war alt und hatte seine Kraft verloren, es vermochte nicht zu tödten, nur zu lähmen. Und wie sie am zweiten Morgen beim ersten Augenzucken der Scheintodten das Glas einstieß und die Mutter mit ihren Küssen erweckte — oh, das war gewiß eine selige Freude!«

— »Wie sie dann zu uns eilte in unser Versteck und uns die freudige Botschaft brachte, wir den Kirchendiener mit Geld gewannen — er hatte inzwischen sogar des Mädchens in der Gruft gänzlich vergessen — daß er uns hinabließ, daß er uns die Auferweckte wieder übergab und einen schweren Eid schwur, das Ereigniß zu verschweigen!« —

»Um dieser Liebe willen allein, glaube ich, wollte die Gräfin nur wieder leben. Sie war, wenn auch von selbst erwacht, zu stolz, um wieder unter die Lebendigen, die ihr solche Schmach bereitet, zurückzukehren! Und hätte sie's gewünscht, sie hätte es nicht vermocht; der Eichensarg war so eng gebaut, daß sie keine Hand regen, geschweige erheben konnte. Der Deckel preßte ihr die Stirne so, daß sie das Glas nicht zu zersprengen vermochte: sie hätte, nachdem alle Luft um sie verzehrt war, elendiglich ersticken müssen. — Und ich glaube, wäre die Gräfin nicht erwacht, das junge Mädchen, ohnehin vom Küster vergessen und von uns überall vergebens gesucht, wäre auch nicht wiedergekehrt, sie wäre vor

Schmerz gestorben und verschmachtet über dem Sarge der Mutter, die doch nicht von Natura ihre Mutter ist, sondern nur ihre Wohlthäterin.«

— »Wie es Nacht wurde,« nahm jetzt Madlena den Faden der Erzählung auf, »da führten wir die Gräfin, welche noch immer matt war, wie eine Sterbende, aus dem Grabgewölbe in unsre Behausung. Sie kehrte zwar zum Leben zurück, aber zu welchem Leben? — Um es ganz der Trauer um die Verlornen zu weihen.«

»Die edle Frau mußte sich wohl ändern,« sagte Basil mit einem Seufzer. »Wenn man so Alles in einer Nacht, was man Theures auf der Welt hat: den Gatten, die Schwester, den Schwager, den Vetter Kinsky und ihre Freunde, unter Mörderfäusten sinken sieht, und noch dazu mit unverschuldeter Schmach bedeckt, das könnt' Einen schier um den Verstand bringen! — Und ich glaube, die Gnädige hat — freilich Alles in Ehren! — den Herzog noch mehr geliebt, als ihren Gatten, den Grafen. Sie war auch die Vertraute bei seinen wichtigsten Plänen. Die Herzogin selbst, mit ihrem ruhigen, frommen und milden Sinn, war nicht für das Große. — Es ist entsetzlich, Frau Kammerdienerin! ja, entsetzlich, sehen zu müssen, wie ein ganzes edles Haus, das mächtigste nach dem Kaiser, in einer einzigen Nacht von falschen Freunden und Verräthern gestürzt und in den Untergang gebracht worden ist! — So oft ich daran

denke, schnürt es mir das Herz zusammen, und so alt meine Augen sind, so sind sie noch nicht vertrocknet: denn ich finde Thränen drinnen. Und dann wieder erfüllt mich eine solche Wuth: daß ich — wenn ich könnte — sie Alle, die an dieser Schandthat Theil genommen und jetzo triumphiren, — ja, selbst den —« er hielt einen Augenblick ein und sprach das Wort nicht aus — »mit, da er sie doch belohnt hat, erwürgen möchte!« —

Es entstand eine Pause — Madlena wiegte das bleiche Haupt, dann sagte sie fast träumerisch: »Ich kann mich in Gedanken noch immer nicht von Eger und dem dortigen Schreckniß trennen: Wir hatten also die Gräfin wieder und stärkten und pflegten sie, und lagen alle Drei zu ihren Füßen, und baten und beschworen sie, nur wieder zu leben. Da, mit einem Male — ihre Augen waren seither und sonst immer trocken geblieben, brach sie in Thränen aus und schluchzte, und weinte wohl eine Stunde lang, und das war gut; es brach sich ihre Natur, und der Schmerz ging heraus, der ihr sonst das Herz zersprengt hätte. Von da an wurde sie auch lauter Liebe und Zärtlichkeit gegen das Fräulein, und nannte sie das einzige Wesen, das sie noch an's Leben bindet. Auch uns reichte sie die Hände und dankte uns mit gerührten Worten, nannte uns ihre Freunde, und bat uns, sie nie zu verlassen.«

»Wer könnte das auch!« sagte mit einem zum Him-

mel gerichteten Blick der Haushofmeister und setzte mit einem Seufzer hinzu: »Ja, meine Freundin! wir wollen die Trauer der Gnädigen theilen, sei es bis an's Lebensende. Wie es vormals war, kann es doch nie wieder werden, und was wir erlebt in so langer Jahre Frist, macht nicht auf den Rest begierig. — Wo blieben wir gleich stehen in unsrer traurigen Erzählung? — Ja — wir verbargen die Gräfin, bis sie sich erholt und Alles ruhig geworden war. Man beachtete uns weiter nicht. Wer schenkte auch den treuen, traurenden Dienern einige Aufmerksamkeit! Die Uebrigen plünderten in der ersten Bestürzung Gold- und Silberkasten und Kleiderschränke, und zerstreuten sich mit ihrem Raube nach allen Weltgegenden. Die Herren von der Verschwörung hatten nichts Eiligeres zu thun, als nach Wien zu reisen, um ihren Sündenlohn vom Kaiser in Empfang zu nehmen. — Er ist ihnen geworden: auf dieser Welt freilich nur! — Und das Angedenken des Herzogs und der Seinigen haben sie besudelt, als das von Verräthern. Freilich — die Todten können den Mund nicht mehr aufthun, drum mußten sie sterben, der Herr Feldmarschall Illo und Herr Rittmeister Neumann dazu: alle fünf. — Aber ich sage es Euch, Frau Kammerdienerin! es wird eine Zeit kommen, die wird mit lauterer Stimme sprechen und selbst den Kaiser verurtheilen. Das letzte Gericht aber bleibt dem Herrn dort über'm Himmel oben!« —

»Ja, das wird es,« entgegnete mit einem Seufzer frommer Ergebung die alte Dienerin, »die Strafgerichte Gottes waren immer gerecht, wenn auch langmüthig. — Ja, Herr Haushofmeister — es war sechs Tage nach der Ermordung, als wir vier unglückseligen Personen — die Gräfin in entstellender Verkleidung — Eger verließen, diesen Platz des Schreckens, und über Plan nach Mieß pilgerten, in schauriger Winterkälte, in elendem Fuhrwerk, auf grundlosen Wegen, die Gräfin und das Fräulein nur armselig geschützt gegen den Frost; denn wo sollten wir warme Kleider kaufen und nicht Verdacht erregen? Wir hatten nur weniges Geld zur weiten Reise nach Gitschin, und wenn ich auch den Juwelenkasten der Gnädigen gerettet hatte, so ließ sich irgend ein Kleinod doch nicht in den Dörfern und kleinen Städten, welche wir durchzogen, verwerthen. — Daß die zarten Damen das ausgehalten haben! Aber freilich: ein großer Schmerz macht stark.«

»Richtig,« ergänzte einschaltend Basil, »nach Mieß. Dorthin hatte man die fünf Leichen der Ermordeten schon am folgenden Tage gebracht: dieselbe Herrschaft Mieß, die der Kaiser kurz vorher an den Feldmarschall Illo verpfändet hatte. Nun brauchte er sie freilich nicht einzulösen und konnte sie sogar verschenken.«

»Dort knieten wir alle weinend und betend,« fuhr Madlena fort, »an den fünf Todtentruhen, die aus elen-

den Brettern gezimmert waren, als wenn Knechte oder gar Bettler drin lägen, nicht aber so viele Hoheit—«

»Und Glanz und Kriegsruhm,« fiel der Alte ein, »wie ihn die Welt selten in dieser Vereinigung gesehen; denn Ihr müßt wissen, Frau Kammerdienerin, daß der Herzog sein Heldenschwert vom adriatischen Meere, wo er anfing, bis an die Ostsee und von Schlesien bis an den Rhein getragen, und das ist ein ungeheuer Stück Landes, wenn man's auf der Karte besieht, wie's mir der Kammerherr des Herzogs, der Herr Conrad von Stahremberg, der ihn vom Anbeginn seiner Kriegszüge begleitet hat, gewiesen und deutlich erklärt hat: da gibt's keine Stadt und keine Festung, die nicht den Friedländer erkannt hätte. — Es wird ein, ja, es können zwei Jahrhunderte vergehen, ehe Seinesgleichen wiederkehrt; denn so groß auch der Tilly, Max von Baiern und der Pappenheim stehen, mit dem von Friedland können sie sich doch nicht messen.«

»Wir beteten wohl an den hölzernen Särgen,« nahm die Kammerdienerin wieder das Wort, »auf die sie nicht einmal, wie man selbst den Verbrechern, die gerichtet worden, thut, ein einfaches Kreuz gemalt, aber wir konnten die theuren Leichen nicht erwecken. Wir alle zerflossen in Thränen; nur die Gräfin vergoß keine Zähre — sie starrte so bleich, so entsetzlich auf die brettERNEN Häuser und vor Allen auf das des Herzogs. Es muß etwas

Anderes in ihr vorgegangen sein; denn so, fast ganz so, ist sie geblieben bis auf den heutigen Tag.«

»Und dann setzten wir,« griff Basil in die Erzählung ein, »unsere traurige Wanderung fort, immer den Särgen des Herzogs und des Grafen nach, die endlich auf Andringen ihres Vetters, des Grafen Max Waldstein und auf kaiserlichen Befehl, nach Gitschin gebracht wurden. — Hier erst erwachte die Gräfin aus ihrer dumpfen Ruhe, aus ihrer Erstarrung, möchte ich sagen; nur fragen durfte man sie nicht — wie jetzt immer noch nicht —: schweigend ihre Befehle hören und sie ausführen.«

»Sie mag dennoch etwas Großes sinnen,« meinte Madlena, »denn zur Ruhe begibt sich dieser stolze Geist nicht. Ohne wichtigen Grund wohnen wir auch nicht in Prag, in diesem öden Palaste zwar, versteckt und heimlich; aber doch in Prag, das sie an so viele Tage des Glanzes und der Hoheit erinnern muß. Denn Ruhe und Vergessen war anderwärts besser zu finden als hier, — wo sie jede Entdeckung ängstlich scheut und wir sie doch immer zu fürchten haben.«

— »So waren meine Gedanken auch, Frau Kammerdienerin! schon damals, als die Gräfin das einsame tief im Wald gelegene Jagdhaus bei Gitschin bezog. Da kamen und gingen vertraute Boten, kamen und gingen Briefe: bis mit einem Male der hochwürdige Pater Xaver, der Jesuit, erschien. Es mochte sich etwas Besonderes

ereignet haben: da wurde aufgebrochen und gen Prag geeilt und dieser verfallene Steinhaufen bezogen, der uns von aller Welt abschließen sollte, ja, von aller Welt: denn bis jetzt haben wir Niemand zu Gesichte bekommen, als Pater Xaver oder einen seiner Diener, der auch schweigsam ist wie wir, oder nichts weiß, ebenso wie wir. — Aber Pater Xaver muß mit wichtigen Geheimnissen betraut sein, deren Mitwissen uns nicht frommen dürfte, denn wir könnten — vielleicht doch nicht dienen.«

»Ich meinte wohl einmal,« bemerkte Madlena, »die Gräfin sei um des Fräuleins willen nach Prag gezogen, damit diese doch wieder in die Welt käme, und weil sie heute auf das Bankett gingen, was die Gnädige selbst gewünscht und das Fräulein seltsamerweise weniger — so machte ich mir diese Gedanken; aber auf der andern Seite wieder hat sie so ängstlich selbst die Kirchgänge verboten, und vollends, seit der fremde Cavalier uns verfolgt hat. — Freilich sind sie heut in der Verkleidung dort, denn unter der schwarzen Maske ist Niemand zu erkennen: aber ich reime mir's doch nicht zusammen.«

— »Es mag vielleicht so sein, Frau Kammerdienerin, daß die Gnädige bei dem Bankett auch an das Fräulein gedacht; aber dort sind zugleich viel mächtige und hohe Herren versammelt, viel Feinde der gnädigen seligen Herren ohne Zweifel, aber vielleicht auch einige Freunde derselben. Wie, wenn nun, habe ich mir gedacht, Alles,

was unsere Gräfin bisher insgeheim getrieben, wozu sie die Hilfe des Paters gebraucht, was sie im Verborgenen Alles simulirt hat, wie wenn Solches keinen andern Zweck hätte, als die Ehre der Ermordeten zu restituiren, für die Todten Gerechtigkeit zu erlangen, einen Prozeß am kaiserlichen Hofe zu instruiren und die Wiedereinsetzung ihrer Witwen und Waisen in ihre ungerecht confiscirten Güter zu bewerkstelligen? — Die Gräfin ist hohen Sinnes und von seltener Kraft eines Weibes. Die Todten kann sie nimmermehr erwecken; aber die Schmach vermag sie von ihren Namen, von ihrem Angedenken durch Rechtsspruch und kaiserliche Confirmation zu löschen. — Sie ist eine stolze Natur, und es läßt ihr keine Ruhe, bis sie den Glanz des friedländischen Hauses wiederhergestellt hat, so weit dies in menschlicher Möglichkeit liegt. — Das ist meine Ansicht, Frau Kammerdienerin!«

»Ja,« stimmte Madlena ein, »sie ist eine Frau hohen Geistes. Ich kenne sie noch von der Wiege her, als sie das Fräulein Maximiliana von Harrach hieß; schon damals gab sie einen stolzen und festen Willen kund. Und wie war sie schön — wie keine andre Edeldame neben ihr. Was den Geist betrifft, so hätte sie sollen des Herzogs Gemahlin werden; doch war sie damals noch ein Kind, als er ihre ältere Schwester freite. Und die Herzogin selbst war zu weich und einfach für solchen großen Mann. — Ich will es glauben, daß sie etwas Großes sinnt.«

»Und der gerechte Himmel gebe sein Gedeihen dazu,« sagte feierlich Basil, schenkte sein großes Glas bis zum Rande voll rothen Czernoseker Weines, und machte Miene, auch der Tischgenossin davon zu geben; doch diese wehrte ab., indem sie sagte:

»Ihr wißt, Herr Haushofmeister! ich trinke nicht.«

»Diesmal müßt Ihr, wenn Ihr hört, was ich sage. Seht, Frau Kammerdienerin: wir können auf dieser Erde nicht Alle Herren sein, und ich für meinen Theil preise mich, daß ich ein Diener bin. Die Großen und Hohen oben, so oft gehaßt und beneidet, haben meist viel zu verantworten für ihre Handlungen und Gedanken. Wir brauchen blos zu gehorchen. — Ich wohne tief, aber ruhig. Auf den Bergen oben bricht der Sturm Eichen, im Thale heult er wohl, aber er erschüttert mir nicht meine Hütte. — Und es ist eine Ehre, ein Diener zu sein, weil es eine Tugend ist, ein treuer Diener zu sein. Ja, treu zu sein! Die Großen und Hohen alle, die den Herrn umstanden, und die er meist erhöht: sie waren nicht treu, und ich kann drum mit Stolz und Verachtung auf sie blicken. — Und jenseits, Frau Madlena — Frau Kammerdienerin! wird der Herr auch die Treue in der Dienerbrust zu schätzen und zu belohnen wissen! — Also auf die Treue will ich das Glas leeren, auf die Treue, die wir unserer Herrin und dem Fräulein geloben bis an ihr Lebensende, und das, was sie sinnen und

beginnen und bezwecken mag, zu einem glücklichen, segensreichen Ende gelange, ihr zur Befriedigung und zum Ruhme! Darauf stoßt mit mir an, Frau Kammerdienerin!« —

Basil war, während er die letzten Worte sprach, von einer wahrhaften Begeisterung ergriffen worden, seine Wangen färbten sich, sein Auge glühte, seine ganze Erscheinung erinnerte an einen alten Böhmenhelden, wie sie vom Pfluge eilend, das Schwert umgegürtet, zur Hofburg ihres Herzogs flogen, wenn sein Aufgebot sie rief.

Er leerte mit einem Zug den Becher. Die Matrone that ihm Bescheid, indem sie sagte: »Gott gesegne es uns. Amen!« —

»Hört Ihr nichts?« unterbrach Basil plötzlich — »ein Wagen rollt — er hält vor dem Thor. Sie sind's —: 's ist auch schon nach Mitternacht.«

Er sprang fast jugendfrisch auf, ergriff den Armleuchter und eilte hinaus. —

Aus diesem Zwiegespräch ergibt sich, — wie unsere Leser bereits erkannt haben werden — daß die unter dem Namen der Freifrau von Milota verborgene Dame Niemand Anderes, als die Gräfin von Terzky, die Witwe des mit dem Herzog zugleich in Eger ermordeten Generals Erdmann Grafen von Terzky war, Wallensteins Schwägerin. —

13.

Nicht lange erst verweilten die Damen im Saale und trieben bestimmungslos im Gewühl; da nahte ihnen ein Malteser und gab sich der Gräfin Terzky (wie wir sie von jetzt an nennen wollen) zu erkennen, denn unkenntlich für das geübteste Auge selbst war Pater Xaver unter der großen Perücke, die ihn entstellte.

Er folgte ihnen von nun an in einiger Entfernung, und als die Damen, um der Hitze und dem Gedränge zu entgehen, auf der Estrade Platz nahmen, lehnte er sich nicht fern von ihnen an eine Säule, wie theilnahmlos die Versammlung überblickend. Aber seine Augen hielten geheime Zwiesprach mit denen der Gräfin, und er lenkte bald hier, bald dorthin ihre Aufmerksamkeit, sobald sich eine bedeutsame Persönlichkeit zeigte.

Wie sehr auch das ungestüme Herz der Gräfin den nächsten Ereignissen ungeduldig entgegenzitterte, so lag es doch centnerschwer auf ihrer Brust und die Atmosphäre schien sie zu ersticken. So athmete sie denn eine Luft mit ihren Todfeinden!

»Hier bin ich in der Tigerhöhle,« sagte sie zu sich, »hier sind sie alle versammelt, die Blutigen, die Verräther; hätte ich Simson's Kraft, um an diesen Säulen zu rütteln und sie allesammt mit mir —«

Xaver warf ihr in diesem Augenblicke einen bedeutsamen Blick zu; der Graf Sylvio Piccolomini drängte sich durch die Mitte des Saales und näherte sich der Estrade, wo die Damen standen, indem er freien Blickes die hier dicht zusammengedrängten Schönheiten musterte.

»Nimm die Maske ab!« flüsterte die Gräfin hastig ihrer Tochter zu, »den Cavalier in carmoisinrothem Wams fasse in's Auge. Er ist's!«

Bohumila that mechanisch, wie ihr geboten; doch zitterte sie merklich. —

Jetzt hatte Sylvio's scharfer Blick das Mädchen erfaßt. Wie ein Sonnenstrahl durchzuckte es ihn — die zaubrische Erscheinung überglänzte an Schönheit und Anmuth alle Frauen, die er bisher gesehen, wie eine Fee erschien sie ihm, emporknospend aus dem Kreise der Uebrigen, die Königin des Festes!

Er gab sich sichtlich alle Mühe, sich durch das Gedränge hindurchzuarbeiten und in die Nähe Bohumila's zu gelangen, für die er jetzt nur Auge und Bewußtsein hatte.

Kaum gewahrte die Gräfin diese Bewegung, so raunte sie Bohumila zu: »Jetzt rasch die Maske vor — ich ver-

lasse Dich auf einen Augenblick — sei standhaft,« und von der Estrade herabsteigend, strich sie dicht an Xaver vorüber, der ihr, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, in's Gedränge folgte.

»Sind wir weit genug?« sagte sie zu diesem, ohne ihn anzublicken.

Xaver wandte wie zufällig das Haupt, dann flüsterte er: »Er spricht bereits mit ihr.«

— »Gut,« fuhr die Gräfin fort und ein triumphirender Blick schoß blitzend aus der Larve, »jetzt bringt mich in die Nähe des Fürsten.«

»Dort rechts vom Eingang nach dem kleinen Saale,« versetzte der Malteser, »sah ich ihn stehen — er sprach mit General Marradas.« —

»Ich habe ihn,« war die Antwort. —

Xaver trennte sich, indem er sich nach dem Eingang bewegte, die Gräfin drang in entgegengesetzter Richtung nach dem kleinen Saal hinauf.

Hier stand Octavio Piccolomini noch und unterhielt sich mit dem Kommandanten. Das Gedränge war hier weniger dicht — aber es war plötzlich, als verlasse sie ihr Ungestüm — ihre Knie zitterten — sie war in der Nähe des Verhaßten, sie sollte Worte an ihn richten, unbefangen, muthwillig scheinen. Sie glaubte, die Kraft würde sie verlassen; aber die Dämonen in ihrer Brust wurden mit einem Male wach, als sie das glatte, gleiß-

nerische Antlitz sah, das auch den Friedland getäuscht und in sein Verderben gestürzt.

Wie mit Riesenarmen riß es sie vorwärts. Jetzt stand sie vor ihm; sie hatte den schwarzgesiegelten Brief aus ihrem Busen gezogen, sie faltete ihn zwischen ihren krampfhaften Händen, daß das verhängnißvolle Petschaft nicht gleich sichtbar werden konnte, dann sagte sie mit zwar bebender, aber wie von einer wilden Freude geschwellter Stimme:

»Hier, Fürst Generallieutenant, ein Maskenscherz!«

— Piccolomini nahm mit einer leichten galanten Neigung des Hauptes das Papier, ohne es sogleich zu betrachten, er setzte seine Rede gegen Marradas, in der er unterbrochen worden, fort.

Die Gräfin benutzte den Moment, warf sich rasch in's Gedränge, und von einem Menschenstrom gehoben und gedrängt, eilte sie zum Eingang. — Sie verließ den Saal, drängte sich durch die Dienerschaar und war in einer Minute auf dem Georgiplatz bei ihrem Wagen. Sie sprang hinein, warf die weite Verkleidung und die Kapuze ab, und war bald darnach in dem für das Bankett ursprünglich bestimmten Anzug wieder im Saale, an dessen Eingang sie der Malteser erwartete, der ihr folgte, ohne eine Absichtlichkeit zu erkennen zu geben.

Während dies vorfiel, war Graf Sylvio bis an die

Säule vorgedrungen, wo Bohumila stand. Die Maske verdeckte bereits wieder die Hälfte ihres Gesichtes.

Er stand dicht vor ihr, eine Stufe tiefer, und blickte zu ihr empor.

»Seid Ihr,« sagte er im feurigen Tone, doch mit galantem Anstand, »in der Ferne nur mild und so grausam in der Nähe? Oder fürchtet Ihr, die nahe Sonne werde das sterbliche Auge blenden?«

»Ich versteh' Euch nicht, edler Herr!« versetzte Bohumila mit gepreßter Stimme.

»Ja,« rief Sylvio, »der Ruf hat nicht gelogen von den Schönheiten dieses Landes. Ich finde meine kühnste Vorstellung überboten. Böhmen ist ein Land von Frauenblumen und die Schönste —«

»Dann trage ich nichts bei zu diesem Kranze,« entgegnete Bohumila leise, »denn ich bin hier fremd — aus Polen.«

»O Schönheit,« nahm der Italiener feurig wieder das Wort, »ist Königin in jedem Lande. Und Böhmen könnt' Euch keinen Reiz mehr, nur Ihr vermöchtet ihm Glanz zu verleihen. Und Euer Name? O, nennt ihn, Fräulein!«

»Er wird Euch, Herr, so fremd sein, wie tausend Andere.«

— »Doch — doch! Ich knüpfe in Gedanken alles Schöne und Holde an seinen Klang. Den Namen, gnä-

diges Fräulein! Der Graf Piccolomini beschwört Euch, daß Ihr den Namen nennt.«

»Er gleicht dem Euren nicht an Rang,« antwortete Bohumila zögernd.

»Der Schönheit erst, und dann der Geburt, und dem Ruhme gehört die Welt.«

— »Anna Rozinska.«

»Anna Rozinska!« wiederholte er begeistert; »darf ich es wagen, um Euren Arm zu diesem Tanz zu bitten?«

»Mein Stand berechtigt mich nicht zu solcher Ehre,« entgegnete Bohumila demüthig, »auch würde es die Mutter nicht gestatten.«

— »Eure Mutter!?« fragte Sylvio, — in diesem Augenblicke stand auch die Gräfin Terzky bereits wieder neben Bohumila.

»O, gnädige Frau,« wandte sich geschmeidig der Italiener zur Gräfin, »helft mir das Fräulein beschwören, daß sie weniger grausam sei. Sie verbirgt ihr holdes Angesicht, das mir nur von fern, wie ein Stern geleuchtet.«

»Die Nähe könnte Euch enttäuschen,« versetzte die Gräfin und berührte leise Bohumila's Arm; diese ließ wie absichtslos die Maske fallen, ihre Wangen glühten, dann schlug sie die wunderbar blauen Augen auf, sie hafteten einen Moment auf Sylvio, dann senkte sich die

Wimper wieder und wieder wie unwillkürlich drückte sie die Larve vor das Gesicht.

»Nein, beim ewigen Gotte,« rief entzückt der Italiener, »nur noch mehr bezaubern, tausendmal mehr und — unglücklich machen« — setzte er leiser und mit einem Seufzer hinzu.

»Ich bat, das Fräulein in den Reigen führen zu dürfen,« sagte Sylvio nach einer Pause, während welcher sich die Gräfin an dem gewaltigen Eindruck triumphirend geweidet hatte, den der Zauber ihres Kindes hervorgebracht.

»Wir sind nicht so hohen Standes vielleicht,« entgegnete sie — »daß es Euch später nicht gereuen könnte. Ihr wißt, edler Herr, daß die, so heut zum Fest geladen, nicht gleichen Ranges sind. Der Erzherzog und König wollte sich allen Klassen seiner Unterthanen leutselig zeigen und wir die Fremden —«

»O, Alles, was ich sehe und höre,« unterbrach Sylvio, »weist Eurem Wappenschilde einen hohen Rang unter Polens Adelsgeschlechtern an. Graf Sylvio Piccolomini betheuert es bei seinem Degen!« —

»Wie, Ihr meint?« erwiederte die Gräfin ausbeugend und lauernd.

— »Und darf ich auf kein Wiedersehen hoffen,« drängte der Graf, »ein ungestörteres, als dies, um dieses schöne und doch so grausame Räthsel zu lösen?«

»Wir sind, Herr Graf,« entgegnete fast streng die Gräfin, »vielleicht nicht hochgestellt genug und unser Aufenthalt zu flüchtig zu einer näheren Bekanntschaft.«

»Der Neffe des Fürsten Piccolomini,« nahm jetzt mit fast verletztem Stolz Sylvio das Wort, »hat die Achtung gegen Damen jedes Standes stets so rein zu bewahren gewußt, daß ihn nie ein Vorwurf traf. Sein Ruf ist tadellos, und Niemand darf sich schämen, der — oh! jetzt beschwör' ich Euch, Fräulein!« unterbrach er sich, gegen Bohumila gewendet, »seid bei der Mutter meine Fürsprecherin. Ich kann's nicht glauben, daß Ihr gleich schön wie grausam wäret.«

Beide Frauen wechselten, so schien es, einen Blick, und die Gräfin sagte endlich, wie nach kurzem Besinnen: »Vielleicht am Sonntag — früh in der Mette bei Sanct Niclas. Doch eine Bedingung!« —

»Tausende!« rief der Italiener feurig.

In diesem Augenblicke aber ging durch den Saal eine seltsame Bewegung — die das laute Geräusch dämpfte und hier und dort verstummen machte.

Der Fürst Piccolomini, hieß es, sei plötzlich unpaß geworden und habe den Erzherzog gebeten, das Bankett verlassen zu dürfen.

»Mein Oheim!« rief Sylvio — »verzeiht, dann muß ich fort. Auf Wiedersehen!«

Er drängte sich hinauf nach dem Saale; der Fürst hatte schon mehrmal nach ihm gefragt.

Octavio Piccolomini hatte, während er das Gespräch mit Marradas fortsetzte, des Briefes in seiner Hand beinahe vergessen, weil er in der That nur einen gleichgiltigen Maskenscherz darunter vermuthete. Jetzt, wo ihn der Commandant verließ, betrachtete er unwillkürlich das Papier. Da fiel ihm zuerst das schwarze Siegel auf. — Die Ueberschrift lautete an ihn und die Hand war eine bekannte.

Er drängte sich nach der Ecke des Saales unter einen Wandleuchter, erbrach das Schreiben und verschlang den Inhalt.

Sein gelbes Antlitz wurde fahl, kalter Schweiß brach aus seiner Stirne — er schwankte, — er mußte sich an einen Pfeiler lehnen.

Sein Eidam Kinsky schrieb aus Wien — eine Todesbotschaft, eine doppelte.

Des Fürsten einzige Tochter Octavia — jene Esther, das Kind seiner ersten Liebe und seiner Schmerzen, die er Jahre lang vergebens gesucht, lange als todt beweint und im schrecklichsten Augenblicke gerettet hatte, — Kinsky's Gattin — war nach der Geburt eines todten Knaben gestorben.

Es war sein einziges Kind! Und frisch und blühend, und in der schönsten Mutterhoffnung hatte er sie vor

Kurzem verlassen, und in der beglückenden Aussicht, daß sie ihm noch manchen Enkel schenken würde.

Das brach auf einmal die Kraft des bejahrten Mannes, daß er sich gewältigen mußte, um hier nicht ein Schauspiel von Hinfälligkeit und Erschütterung zu geben.

Der weite Saal erschien ihm mit einem Mal wie eine Kirche, in deren Mitte man einen Katafalk aufgebaut; was die Musiker oben spielten, erklang wie ein Requiem und es umwallte ihn wie Weihrauchduft und Luft eines Grabgewölbes.

Er strich sich über die Stirne, rief einen vorübereilenden Kämmerling, sagte diesem, daß er sich unwohl fühle, und daß er ihn beim Erzherzog entschuldigen möge, dann sandte er ihn nach seinem Neffen aus, der in demselben Augenblicke im Anblick von Bohumila's Augen schwelgte.

Nur mit gebrochener Stimme vermochte der Fürst seinen Befehl zu geben, denn er rang mühsam nach Fassung. —

»Ein Maskenscherz!« hatte die räthselhafte Ueberbringerin gesagt. War es nicht so? — — Aber wer war sie, wie kam der Brief in ihre Hand, und wie wagte sie es, ihn an solcher ungeeigneten Stelle zu überreichen?

War's wirklich nur ein Scherz; aber ein plumper, nein, ein boshafter, ein tückischer? Wollte man den erprobten Feldherrn erschüttern, ihn zittern sehen? Wei-

deten sich vielleicht jetzt feindselige Augen an seiner Bestürzung und Rathlosigkeit?

— Aber nein! Es war Kinsky's Siegel und Handschrift. So sehr konnte die Nachahmung nicht täuschen. Der Schmerz in diesen Zeilen war ein zu wahrhaftiger, als daß sich Verstellung in dieser Weise hätte seiner bemächtigen können. —

Sylvio erschien endlich.

Mit zwei Worten setzte ihn der Fürst von dem Vorfall in Kenntniß.

Vor Allem befahl er der Maske, die er, so weit ihre flüchtige Erscheinung sich seinem Gedächtniß eingeprägt, beschrieb, nachzuforschen. —

Aber so sehr sich auch Sylvio und mehrere Edelleute aus des Fürsten Gefolge bemühten, sie blieb spurlos verschwunden.

Fürst Piccolomini, nicht ganz von dem Aberglauben seiner Zeit frei, hatte Mühe, sich von dem Gedanken an eine Vision, an eine gespensterhafte Erscheinung loszumachen. Aber das Blatt in seiner Hand blieb, — es war wirklich. —

Er fühlte sich aber durch das räthselhafte Ereigniß so sehr angegriffen, daß er, nachdem ihn der Erzherzog, welcher im kleinen Saale sich so eben zur Tafel setzte, durch seinen Hofmeister ersuchen ließ, sich zu schonen, sich auf Sylvio's Arm gestützt, schleunig entfernte. —

In dem Augenblicke, als die Verwirrung im Saale entstand und die Gräfin Terzky die Ursache davon erfuhr, durchbebte es sie freudig. Es zuckte ihr bis tief in's Herz hinab das Gefühl der befriedigten Rache und sie rief sich zu: »Die Wunde brennt, mein Pfeil hat getroffen. Es war sein einziges Kind, das Kind seiner einzigen Liebe, — seine seligste Erinnerung!«

Und als sie ihn, den schlachtgewohnten Krieger, jetzt an der Seite des Neffen, zum Saal beinahe hinausschwanken sah, triumphirte sie: »Er wird eine Höllennacht vollbringen, er wird nicht glauben, wird hoffen, sich mit Zweifeln martern. Und dennoch ist es wahr, gräßliche Wahrheit! So wird er gepeinigt, bis er nach Wien geschrieben und die Bestätigung erhalten, lange zwölf Tage!« —

Xaver erschien jetzt an der Seite der Gräfin.

»Wie kamt Ihr zu dem Briefe?« fragte sie leise, »Ihr schriebt mir nichts davon.«

»Durch meinen vertrauten Diener,« versetzte der Pater, »der schon oft für Euch thätig gewesen, gnädige Frau, ohne es zu wissen. Er traf den Eilboten, der von Wien kam, in einer Schenke. Da dieser so spät eintraf, wo sich der Fürst bereits auf dem Bankett befand, so wagte er's nicht, noch heut das Schreiben zu übergeben, auch wollte er den Fürsten, da er den Inhalt des Briefes kannte, nicht in der Freude stören. Dies schwatzte der

Courier aus, — mein Diener ließ ihn allein beim Pokal und gab mir eilig Bescheid. Ich befahl ihm, sich in den Besitz des Briefes zu setzen, da ich der Meinung bin, um den Feind in der Gewalt zu haben, muß man Alles in der Gewalt haben, was ihn berührt. Der Vertraute berauschte den Boten und entfremdete ihm auf dem Heimweg das Schreiben. — Er ist ihm völlig unbekannt. Morgen mag sich der Courier, wenn er den Muth hat, mündlich seiner Botschaft entledigen. — Es ist dies nur ein kleiner Zwischenfall, doch hattet Ihr die Freude, gnädige Frau, Zeuge der Wirkung zu sein, die die Depesche hervorgebracht.«

»Habt Dank, Pater!« versetzte die Gräfin; »seid Ihr nicht Deverour begegnet? Seit einer Stunde sucht ihn mein Auge vergebens im Saal.«

»Vor Kurzem noch lehnte er an der dritten Säule des Balkons dort oben, und starrte träumerisch vor sich in das Gewühl, als wären seine Gedanken anderswo.«

»Bleibt,« sagte die Gräfin zu Xaver, der Miene machte, sie zu geleiten, »ich find' ihn selbst.«

Sie verschwand im Gedränge. —

Deverour hielt noch an derselben Stelle; ein schmerzhafter Zug des Mißmuthes zuckte über seine bleichen Wangen, als jetzt aus dem kleinen Saale eine Fanfare erschallte, zu dem Trinkspruch, welchen der Erzherzog seiner treuen Stadt Prag gebracht.

Ja, seine Gedanken weilten wehmuthsvoll anderswo, und so berührte ihn grell der laute Jubel der Freude.

Gräfin Terzky näherte sich ihm. Es war kein Grauen und Entsetzen, das sie bei seinem Anblick erfaßte, wie sie befürchtet hatte, wenn sie dem Mörder ihres Gatten und Schwähers entgegenstehen würde, nein! Die Rachelust in ihr hatte einmal Nahrung bekommen, und um sich später an dem Opfer zu weiden, erfüllte sie schon jetzt eine wilde Freude, die ihr die Verstellung leichter machte.

»Euer Auge,« sprach sie mit gedämpfter Stimme, »forscht heut vergebens nach ihr, die Euer Herz verlangt. Sie sitzt einsam daheim und — denkt wohl an Euch.«

»Kommt Ihr als Spötterin, Maske,« sagte Devereux unangenehm aufgestört, »so entfernt Euch wieder. Ich bin, bei St. Patrick, heut nicht in der Laune, um Spott zu ertragen.«

»Das ist nicht mein Amt,« lautete die Antwort, »vielleicht ist Euch die Trösterin minder lästig.«

»Und wer seid Ihr?« fragte gespannt Devereux und forschte nach den Augen der Sprecherin.

»Es würde Euch nichts nützen, wenn ich's sagte, und nützen möcht' ich Euch. — Wißt Ihr, wer ich bin, so ist mein Einfluß gelähmt.«

»Ich bescheide mich,« entgegnete er, »und bin für Dienste dieser Art, selbst wenn sie unverlangt, dankbar.«

»Wollt Ihr die Rose, General?« fragte die Gräfin, indem sie die Blume aus ihrer Verhüllung löste, »die Glut des Saales hat sie zwar welken gemacht, doch gleicht ihre Farbe immer noch einem Lippenpaar und Wangen —«

»Von wem ist die Rose?« rief er hastig.

»Wenn Ihr es nicht errathet —«

»Katharina!« rief er voll Feuer und entriß ihr die Blume. »Sie sendet sie mir?«

»— Wird eine Dame Blumen senden?« entgegnete wie vorwurfsvoll die Gräfin, »wir empfangen blos und lassen sie uns rauben, wie Ihr eben gethan.«

»Freilich, freilich,« seufzte er und drückte die Rose an seine Lippen.

— »Es genüge Euch: sie war in schöner Hand.«

»Und welchen Lohn verlangt Ihr, Maske? O, Ihr macht mich namenlos glücklich!«

— »Lohn?! Es freut mich, Euch froh zu sehen. Lebt wohl!«

»O, nicht doch, bleibt, bleibt! Ich beschwöre Euch.«

— »Ich muß fort.«

»O, wann find' ich Euch wieder, mein guter Engel? Ja, Ihr seid mein guter Engel!«

— »Bin ich's? — Wenn Ihr mir etwas gelobt als Edelmann!«

»Alles, Alles, wenn Ihr nicht grausam seid.«

— »Daß Ihr mich nicht verfolgen, mir nicht nachforschen wollt.«

»Weshalb, weshalb?«

— »Weil ich nur so Euch nützen kann. Ich komme dann auf andern Wegen wieder und mit guter Botschaft. Wollt Ihr?«

»Ich schwör' es Euch, bei Allem, was mir theuer, bei — ihr!«

— »Dann gehabt Euch wohl!« —

Sie verschwand im Gedränge.

— Deveroux stand noch lange an derselben Stelle, die Rose an seine Lippen gepreßt. »Es ist das Fräulein Dohalsky,« sagte er für sich, »ihre Vertraute, die Empfängerin des Briefes, sie wird mein guter Engel sein.«

— Die Gräfin Terzky aber sprach, nachdem sie sich entfernt, mit gräßlicher Bedeutung zu sich: »Ja, ich will Dein guter Engel sein!« —

Sie kehrte zu Bohumila zurück. Xaver war in der Nähe des Mädchens, das er so durch seine Gegenwart in Schutz genommen. — Der Saal begann sich allmälig zu leeren.

»Bohumila,« sagte die Gräfin, »es ist spät, Du wirst erschöpft sein, gutes Kind; wir wollen nach Hause. Ich bin mit Dir zufrieden.«

Sie winkte dem Pater; er geleitete sie durch's Ge-

dränge hinaus nach ihrem Wagen, in welchem auch er Platz nahm.

Es wurden nur wenig Worte gewechselt während der kurzen Fahrt. An der Wohnung der Gräfin nahm der Pater Abschied, er bediente sich der Karosse für seine weitere Strecke in die Altstadt.

»Ich danke Euch für Alles, Hochwürdiger!« sagte die Gräfin beim Abschied leise zu ihm; dann öffnete Basil das Thor und sie verschwand mit Bohumila. —

Der Himmel hatte sich geklärt, die Mondessichel hing silberklar an seiner mattblauen Decke, der Eisgürtel der Moldau flimmerte in Krystallstrahlen und durchsichtigen Nebeln, in bleichen Dunst war der Wischehrad gehüllt; aber der Hradschin erglänzte noch im rothen Lichte seiner festlichen Beleuchtung.

Xaverius warf, auf der Brücke angelangt, aus den breiten Spiegelscheiben seines Wagens nur einen flüchtigen Blick auf das majestätische Nachtbild der Stadt, dann sagte er mit trägem Tone zu sich: »Ich bin müde, ich werde heut gut schlafen. Mein Tagewerk ist vollbracht, ich habe der Gräfin eine frohe Stunde bereitet.« — —

Frau von Terzky und Bohumila hatten sich entkleidet, sie saßen allein in dem behaglich durchwärmten Saale. Noch war ihnen jede Müdigkeit fern, das Mädchen überflog in Gedanken die wechselvollen Bilder des Bankettes, ohne mit besonderer Theilnahme bei einem derselben zu

verweilen, und in der Brust der Gräfin stürmte und wogte es wie ein nachbrandendes Meer gewaltiger Empfindungen.

Sie war während dieser Nacht ihrem schauerlichen Ziele näher gerückt, sie hatte die Fäden, woran sie das Geschick so vieler Menschen zu deren Verderben leiten wollte, in ihren Händen; jetzt mußte sie rastlos vorwärts und gewaltsam und schonungslos eingreifen in den Gang der Ereignisse. Aber mit der Nähe und Größe der Aufgabe wuchs ihre Kraft und Entschiedenheit; es war der Moment gekommen, nach dem sie geschmachtet; sie athmete wollüstig auf in der Luft dieses neuen Daseins.

Von wechselnden Gedanken durchstürmt, ging sie im Saale auf und ab; das Mädchen im weißen Schlafgewande, die Locken vollständig gelöst und über Busen und Nacken verstreut, lehnte nachlässig im Armstuhl und ließ die Blicke unbeschäftigt im düstern Raume schweifen.

»Bohumila,« sagte plötzlich die Gräfin, und stand vor ihr; »könntest Du den Grafen lieben?«

Das junge Mädchen stockte; ihre Wangen überflog ein blasser Hauch, dann sagte sie mit einem leisen Seufzer: »Wenn Du befiehlst, Mutter, — gern. Du weißt, daß ich Dir gehorsam bin und mein Gelübde hat Dir alle meine Empfindungen zu eigen gegeben.«

»Dann lieb' ihn, Bohumila,« versetzte die Gräfin, »so viel Du vermagst, entzünde in seinem Herzen eine

Glut, die ihn verzehrt, treib' ihn zur Raserei der Leidenschaft, zur Verzweiflung, doch nicht durch das Geständniß Deiner Gegenliebe, durch Gewährung Deiner Huld, sondern durch leise Hoffnungsschimmer, die kommen und schwinden, durch verheißendes Lächeln, das schnell wieder sich in Kälte kleidet, durch verlockende Blicke, die Beseligung versprechen und bald wieder starr und frostig zurückweisen. — Er muß Dich lieben, Bohumila! bis zur Raserei, — bis in den Tod lieben!«

Das Mädchen schwieg, die Gräfin setzte ihren Gang fort. Sie hatte den Seufzer Bohumila's nicht überhört.

»Gott sei gedankt,« sagte sie mit Befriedigung zu sich, »dann wird ihr Herz nicht brechen; er ist nicht gefährlich!« und wieder zu dem Mädchen gewendet, fuhr sie fort:

»Ja, Du mußt ihn lieben, Kind, Du wirst es, weil Du willst, weil Du Deinem Herzen gebieten mußt, — so lange, bis ich Dir gebiete, ihn zu meiden und zu hassen, zu verderben; wenn es sein muß!«

Das junge Mädchen schwieg. In ihrer friedlichen, engelsanften Brust regte sich weder Haß gegen Sylvio, noch eine Neigung für ihn. Sie fürchtete ihn eher, als sie ihn hassen konnte; seine schwärmerische Huldigung fand keinen Anklang in ihrem Innern, jede Eitelkeit war ihr fremd und nur Demuth erfüllte sie ganz. —

14.

Der Bote des Grafen Kinsky gewahrte am folgenden Tage mit Schrecken den Verlust des Briefes. Er klagte seinen Unfall dem Kammerdiener des Fürsten, vermied es aber, vor diesem selbst zu erscheinen, weil er seinen Zorn fürchtete. — Er verschwand gleich darnach spurlos. Und so erhielt der Fürst die mündliche Bestätigung dessen, was der Brief enthielt. —

Der Zusammenhang war nun leicht errathen. Der Wiener Abgesandte hatte das Schreiben verloren, jene Maske es zufällig gefunden, die Ueberschrift unterrichtete sie über den Empfänger; arglos vielleicht und im heitern Rausche des Bankettes, ohne das schwarze Siegel zu beachten, übergab sie den Fund an den Empfänger, der sich zu ihrem Ergötzen den Kopf zerbrechen sollte, auf welche Art sie in den Besitz des Schreibens gekommen.

Aber wie sich der hoffnungslos Gefangene an einen Sonnenstrahl klammert, der in die nächtige Tiefe seines Kerkers fällt und an ihm emporzuklimmen gedenkt in die Freiheit: so Octavio Piccolomini. Daß sich ihm der

Bote nicht selbst gestellt, erschien ihm räthselhaft, die Maske selbst, die im Saale nicht mehr aufgefunden werden konnte, war es auch, und der Ton, mit dem sie sprach: »Fürst Generallieutenant, ein Maskenscherz!« klang erst jetzt wie beziehungsvoll, wie zweideutig, ja spöttisch in seiner Erinnerung wieder.

War vielleicht Alles nur ein freches, feindseliges Spiel, von einem Feinde eingeleitet: der Brief unecht, das Erscheinen und Verschwinden des Boten Gaukelei? Irgend ein boshafter Gegner wollte ihn schrecken, wollte ihm die Ehrenbezeigungen, die ihm der Prinz bei dem Feste erwiesen, vergällen, wollte seine Thatkraft, deren er zu dem beginnenden Feldzuge bedurfte, wenn auch auf kurze Zeit nur, lähmen?

Es konnte auch so sein, eben so wie es den andern Anschein hatte.

Er rastete nicht, er mußte Gewißheit haben; ein Courier flog nach Wien, um Bestätigung zu holen. Er wollte noch zweifeln, weil ihm der Verlust so entsetzlich erschien, und dennoch mußte er sich sagen, wenn er immer wieder das verhängnißvolle Schreiben zur Hand nahm: »Sie ist doch todt, — und unwiderbringlich verloren mein einziges, geliebtes Kind!«

Wehmüthig betrachtete er Sylvio und dessen krankhaft geröthete Wangen, und das heut so seltsam und unstät leuchtende Feuer seiner Augen, das jedoch diesmal seinen

Grund nicht in körperlichen Leiden, sondern in der Erinnerung an das schöne, räthselhafte Mädchen hatte, und er fühlte es, daß er auf diesen all' seine Liebe werde übertragen müssen, wenn ihm die Tochter wirklich verloren.

Und Sylvio — er ehrte den Schmerz des Oheims, er hörte stumm seine Klagen; er vermochte ihn aber nicht zu theilen in seiner Seele, denn diese war ganz erfüllt mit Bohumila's Bilde und jeder Raum seines Herzens mit leidenschaftlicher Liebe zu dem schönen Mädchen. —

Es vergingen mehrere Tage und im Hause der Gräfin Terzky waltete wieder das frühere geräusch- und ereignißlose Stillleben. Basil kam und ging stumm, wie immer, wenn er den Frauen meldete, die Tafel sei gedeckt, die Gräfin las und schrieb, und war schweigsam, wie sonst, gegen die Tochter; ein einziges Mal war Pater Xaver erschienen, doch nur auf kurze Zeit.

Bohumila hatte seit einigen Wochen in Madlena's Begleitung wieder die Messe in der Kapuzinerkirche besucht, ohne daß ihr jener junge Edelmann abermals in den Weg getreten wäre.

Er war fast vergessen. — Sein Verschwinden beruhigte sie; sie konnte jetzt ohne Furcht in die Kirche gehen ohne ihm beim Ein- oder Austritt zu begegnen; aber sie überraschte ihr Herz bei einer Regung: dies Verschwinden dauerte sie. Er hatte ihr von fern und so demüthig gehuldigt, die Härte, mit welcher ihm Madlena, streng

nach der Mutter Befehl, begegnet, hatte er vielleicht nicht verdient. —

Als sie heut aus der Kirche trat, war sie fest überzeugt, daß er ihr nicht begegnen würde. Sie hatte folgsam den Schleier doppelt vor das Antlitz gezogen, obgleich diesmal die Vorsicht überflüssig schien.

Ein Bettler, links vom Eingang, sprach sie um eine Gabe an.

Die gebildete und wohlklingende Stimme, mit der dies geschah, bewog sie, nach ihm hinzublicken. Und beim Himmel, es war sein Gesicht, es waren seine feurigen Augen, erkennbar trotz der dürftigen, entstellenden Tracht!

Sie erbebte, ließ das Geldstück, das sie in der Hand hielt, fallen, und stürzte der Dienerin nach, die ihr einige Schritte vorausgeeilt war.

Krampfhaft faßte sie den Arm Madlena's und sagte mit fliegendem Athem: »Hast Du ihn erkannt? Er war's, er!«

»Wer, gnädiges Fräulein?«

— »Er, der Bettler; wer sonst als der Fremde — der —«

Madlena wandte den Kopf zurück; der Bettler stand noch an der Kirche, aber er starrte den Frauen nach, und als er sich bemerkt sah, zog er sich nach der Kirchthüre zurück.

»Es wäre doch seltsam,« sagte Madlena, »wenn er sich dieser List bediente. Und auffallend ist seine Ausdauer.«

— »Sollen wir der Mutter von dieser Entdeckung sagen?« fragte ängstlich das Mädchen.

»Die gnädige Frau,« versetzte die Alte, »wird uns dann nie wieder die Messe besuchen lassen.«

— »Freilich, freilich,« wiederholte betrübt das Mädchen, »und doch kann ich ihr es nicht verschweigen, ich habe ja in meiner ganzen Seele nichts Geheimes vor der Mutter. — Aber er — er, wenn er wüßte, daß sein Betragen mir noch das kleine Theil Freiheit raubt, welches ich noch besitze; er würde nicht so grausam sein.«

»Das habe ich ihm Alles gesagt, Fräulein!« versetzte Madlena, »und er kann es doch nicht lassen. Liebe ist widerspenstig, kennt kein Gebot und er —«

Die Matrone unterbrach sich, sie fühlte, daß sie schon zuviel gesprochen; ein Mehreres konnte vom Unheil sein.

»Wie meinst Du?« fragte gleichsam bedeutungslos, aber doch ausforschend, das Fräulein.

— »Nun — nun —; er hat Euch gesehen, und da Ihr schön seid, ist er neugierig geworden, wie es die jungen Männer alle sind, die kein ernstes anderes Geschäft haben, als jede junge Dame zu verfolgen und ihr — steht sie erst Rede — Lügen und Thorheiten vorzuschwatzen.«

Sie beschleunigten ihre Schritte. Der Bettler kam nicht mehr zum Vorschein. —

Auf Bohumila's Wunsch mußte es diesmal Madlena übernehmen, der Gräfin von dem Wiedererscheinen des jungen Cavaliers zu erzählen.

Die Gräfin hörte ruhig den Bericht, dann sagte sie mit Gleichmuth, aber mit Bestimmtheit im Tone: »So müssen die Kirchgänge wieder längere Zeit eingestellt werden.«

Später erwähnte sie des Vorfalls mit keiner Sylbe.

— Es war spät Abends. Da trat geräuschlos Basil ein und überreichte der Gräfin ein gefaltetes und versiegeltes Blatt. Es enthielt nichts als die Worte: »Der Schotte ist in Sicherheit.«

15.

Pater Xaver hatte während dieser Zeit, als Seelenarzt, den Schotten Mac Fergus häufig besucht. In der Regel geleitete ihn sein Sacristan, der auf diese Art bald im Kloster bekannt wurde, und während der Pater sich bei dem Kranken befand, mit den Laienbrüdern, den Klosterdienern und Meßnern in der Küche und Trinkstube verkehrte.

Die Besuche des Jesuiten waren dem Schotten äußerst nöthig und wichtig; denn noch öfter als der Pater kam der Regimentsprofoß und erkundigte sich nach dem Befinden des Patienten, um ihn an das Kriegsgericht und in strengen Arrest abzuliefern. Diese Erkundigungen waren es, welche Mac Fergus nicht wenig ängstigten; mit dem Fortschreiten seiner Genesung wuchs auch seine Lebenslust. Nach dem geistigen Troste des Paters verlangte ihn nicht so sehr, als nach seiner Befreiung; denn einmal in der Gewalt des Profosen, war er unerrettbar dem Galgen anheim gefallen.

Und der Pater — es schien förmlich, als wolle er

ihn auf die Folter spannen; — dieser beobachtete einen seltsamen Gleichmuth, er sagte ihm nicht, welche Maßregeln er zu seiner Befreiung bereits getroffen und wann diese würde bewerkstelligt werden; er that, als lege er auf die Nähe der drohenden Gefahr keine Wichtigkeit, als überließe er sorglos dem Zufall die Entscheidung.

Schon hatte der Arzt beiläufig den Tag bezeichnet, wann Mac Fergus gefahrlos das Lager und bald darauf das Kloster würde verlassen können. — Dies Alles steigerte des Schotten Angst, und bei Xavers letztem Besuche beschwor er diesen, sein Versprechen zu halten und nicht länger mit seiner Rettung zu säumen.

»Du weißt, was Du mir dann schuldig bist,« sagte der Pater, der vielleicht Grund haben mochte, einen Rückfall zu befürchten; »Du wirst dann Dein Wort halten, denn ich lasse Dich nicht aus meinem Gewahrsam, und behalte mir die Macht, Dich auch dann im Falle Deines Eidbruchs dem Henker zu überliefern.«

Der Schotte verschwor sich bei Allem, was ihm hoch und theuer schien. Dem ihn bedrohenden sichern Tode gegenüber war, was man von ihm verlangte, nur ein Kinderspiel; er hätte sich zu einem Morde verbindlich gemacht, um sein Leben zu retten. — Er fühlte sich bereits vollkommen gesund, die Angst stählte seine Kräfte, und er suchte den Arzt durch vorgespiegelte Schwäche und Hinfälligkeit zu täuschen und hinzuhalten, denn der Aus-

spruch desselben, der seine Genesung verkündigte, sprach zugleich sein Todesurtheil.

Der Pater verließ ihn mit der Zusage, daß er in wenig Tagen ihm den Weg zur Flucht eröffnen und in seiner eigenen Wohnung im Clementinum einen sichern Versteck bereiten würde. Dort wußte sich Mac Fergus geborgen; denn welche weltliche Gewalt hätte es gewagt, in das Innere des allmächtigen, des geheiligten Ordens einzudringen und daselbst einen Straffälligen aufzusuchen? Und Xaver allein konnte ihm auch nur die Mittel zu seiner weitern Flucht in's Ausland und unter die schwedischen oder weimarschen Truppen gewähren.

So schöpfte der Schwede neue Hoffnung; aber es erfolgten noch zwei Besuche von Seiten Xavers, ohne daß ihm dieser seine Rettung verkündigt, und der Klosterarzt hatte am letzten Morgen nach dem Verband seiner Wunde vergnügt zu dem Kranken gesagt: »Das macht sich herrlich, morgen müßt Ihr das Lager verlassen — in die frische Luft des Klosterhofes hinaus — und in drei Tagen seid Ihr kerngesund, als hätte Euch nie 'was gefehlt.«

Diese bittre Verspottung des Arztes war eine unabsichtliche; er dachte nur an den Patienten und nicht an das gräßliche Loos, das diesem bevorstand; aber desto tiefer schnitten die Worte in Mac Fergus' Seele. Wenn ihn Pater Xaver täuschte, oder wenn er die Macht nicht

besaß, ihn zu befreien, wenn sein Vornehmen an Hindernissen scheiterte, dann war er rettungslos verloren!

Als daher an diesem Tage, Abends in der Dämmerung, Pater Xaver wieder bei ihm eintrat, da sprang er vom Lager auf, warf sich zu seinen Füßen und flehte mit beklommener Stimme: »Um der Barmherzigkeit Mariä willen, rettet mich, hochwürdigster Herr! Der Arzt gibt mich frei, und vielleicht morgen schon kommt der Profoß mit dem Büttel und legt mir die Ketten an.«

Der Pater legte den Finger auf den Mund und bedeutete ihn leiser zu sprechen; denn draußen auf dem Corridor gingen Cleriker und Laienbrüder hin und wieder und konnten leicht von der Unterhaltung etwas erlauschen.

Er befahl dem Soldaten, seinen Bart abzuscheeren, dann zog er selbst seinen Priesterrock aus, unter welchem er ein vollständig schwarzes Gewand, ganz ähnlich dem des Sacristans, trug; er entledigte sich auch desselben und ließ es Mac Fergus anlegen. Dann holte er aus seiner Tasche ein schwarzes Barett, wie es gleichfalls der Meßdiener hatte, entfaltete es und befahl dem Schotten, dasselbe tief in die Stirne zu drücken.

Er selbst war behilflich, dem Zitternden diese Verkleidung anzupassen. Nachdem Xaver selbst wieder seinen geistlichen Habit angezogen, sagte er mit leiser Stimme: »Bete jetzt, armer Sünder! daß uns Niemand in den

nächsten Minuten überrascht, — wir müssen noch die dichtere Dämmerung des Abends abwarten, bis es Zeit ist. Indessen höre mich, und merke Dir Alles recht wohl, was ich Dir sage. — Der Sacristan ist bei den Klosterleuten — er wird sich dort noch längere Zeit zu schaffen machen. An seiner Statt folgst Du mir in gemessener Entfernung, sei weder scheu noch herausfordernd, meide Alles, was auffallen könnte, bis wir den Pförtner und die Wache im Rücken haben. Ich werde thun, als beachtete ich nicht, daß Du mir folgest, oder als fände ich dies in der Ordnung, weil ich der Meinung, Du seist mein Sacristan. Sind wir an die Ecke der nächsten Straße gelangt und so außer dem Gesichtskreis der Soldaten, so schlägst Du, ohne zu bemerken, daß ich rechts nach der Brückengasse abweiche, den Weg links ein und suchst durch eine Seitengasse oder einen Durchgang auf die Insel Campa zu gelangen, von hier gehst Du an die Moldau, die Eisdecke hält noch; sie wird Dich trotz des heftigen Thauwetters tragen. So gelangst Du in der Nähe des Königsbades an's Ufer der Altstadt und von da in's Clementinum. Meine Wohnung ist Dir bekannt, mein Diener vorbereitet, er wird Dir auf drei Schläge öffnen und Dich in Deinen Versteck bringen. Hüte Dich aber, auf eine auffallende Weise Deine Schritte zu beschleunigen, senke das Haupt, als wärst Du in Nachdenken oder ein frommes Gebet ver-

sunken. — Gott sei mit Dir und seine heiligen Engel! Um des Guten willen, was Du unter meiner Hand noch wirken sollst, wird er Dir barmherzig sein.« —

Mac Fergus zitterte und athmete tief auf, sein Antlitz überzog eisige Blässe. Muthiger ging er sonst in der Schlacht dem Tode entgegen, als jetzt der Freiheit. —

Endlich wob blasser Schimmer über dem engen Klosterhofe und Pater Xaver mahnte zum Aufbruch. Noch einmal sprach er dem Geängstigten Muth zu, dann öffnete er behutsam die Zellenthüre, — der Corridor war leer. Er winkte Mac Fergus und trat hinaus, gemessenen Ganges, mit gesenktem Haupte folgte ihm dieser in Entfernung einiger Schritte. Sein Herz pochte so laut und gewaltig, daß der Unglückliche fürchtete, sein Schlag müßte ihn verrathen.

Endlich war die Pforte erreicht — der Pförtner sprach sein: »Gelobt sei Jesus Christus!« öffnete, und noch einen Gruß an den vermeintlichen Sacristan richtend, schloß er wieder. Draußen war es fast noch tageshell, der frische Schnee von den Dächern und Erkern erzeugte ein Spätlicht.

Die Wachen fixirten den Pater und seinen Sacristan leicht und ließen Beide passiren. — An der Straßenecke trennte sich laut Verabredung Mac Fergus und eilte der Insel Campa zu. Er beschleunigte seine Schritte, trotz der erhaltenen Warnung, denn die Todesangst haftete an seinen Fersen. Jeden Augenblick konnte Jemand von

den Klosterleuten in die von ihm innegehabte Zelle treten, denn die Thüre war, wie dies in Conventen üblich, nicht zu verschließen; man konnte seine Flucht früh entdecken, ihn verfolgen, er war mehreren Leuten begegnet, die die Richtung seines Weges anzugeben im Stande waren. Zum zweiten Male durfte er auf Rettung nicht bauen; denn sofort wurde Meldung an die Brückenwache und von dieser an den Commandanten gemacht, und der Profoß erschien noch denselben Abend zur Stelle, um den Arrestanten in Empfang zu nehmen.

Schwankend trugen ihn seine Schritte über die dünne Decke der Moldau, die bereits faust.hoch von gethautem Wasser überflutet war; oftmals krachte und knirschte das dünne Eis unter ihm, — dies aber schreckte ihn weniger, als die Gefahr, die er im Rücken wähnte. Endlich erreichte er glücklich das jenseitige Ufer.

Von hier ist es nicht mehr weit in's Jesuitencollegium. —

In kalten Schweiß gebadet, wankte der Unglückliche die Stufen hinan, seine drei Schläge öffneten ihm Xaver's Thüre. Einer Ohnmacht nahe, sank er fast in die Arme des harrenden Dieners. Dieser labte ihn mit Wein und Wasser; dann wies er ihm sein Versteck an.

An die Stube, worin sie sich befanden, stieß eine Kammer, zu welcher nur aus dem Gemache selbst eine Thüre führte. Diese war ausgehoben, an deren Stelle ein hoher Bücherschrank gestellt, der die Oeffnung in

der Länge und Breite verdeckte. Hinter diesen Schrank schlüpfte Mac Fergus, der Diener schob das Geräth wieder an die Wand und der Flüchtling war geborgen. Die enge Kammer hatte kein Fenster, sondern oben nahe an der Decke ein schmales Luftloch, durch welches nur nothdürftig Licht hereinfiel. Jetzt, beim gänzlichen Scheiden des Tageslichtes, war es nur ein falber Schimmer, der sich hereinstahl.

Als sich aber des Schotten Augen an das Dunkel gewöhnt, erkannte er nach geraumer Zeit mit Anstrengung doch, daß der enge Raum für ihn wohnlich eingerichtet sei: er fand ein Bett, Stuhl und Tisch; auf dem letztern befanden sich Lebensmittel.

Erschöpft von der gewaltigen Anstrengung des raschen Ganges bei noch geschwächter Gesundheit, mehr aber von der erduldeten Seelenangst, warf er sich auf das Lager, sprach ein brünstiges Gebet und flehte zum Himmel um Segen für seine weitere Errettung. —

Kurze Zeit darnach kam auch Pater Xaver, der seinen Weg über die Brücke nach dem Clementinum genommen hatte. —

Mac Fergus hätte, da er sich einmal außerhalb des Malteserklosters und am rechten Ufer der Moldau, so nach wenig Schritten in dem Gewirre der engen Straßen der Altstadt befand, seine Flucht auf eigene Faust fortsetzen können, ohne an Deverour zum Verräther werden

zu müssen. Aber er war von allen Mitteln entblößt, seine zwei letzten Goldstücke hatte er im Kloster theils für kleine Bedürfnisse ausgegeben, theils unter seine Wärter vertheilt und der schlaue Priester hatte ihm wohl klingenden Lohn in Aussicht gestellt, aber mit Fleiß unterlassen, ihm etwas davon auf Abschlag zu geben. Zu einer weiten Fußwanderung fühlte er sich noch zu schwach, wie sollte er sie in der rauhen Jahreszeit wagen und zugleich mit Mangel und Entbehrungen kämpfen? In Xavers Schutze wußte er sich gesichert, ihm vertraute er unbedingt. Der Pater bedurfte ja seiner und mußte dann auch sein Wort einlösen.

Etwa eine Stunde nach des Schotten Flucht verließ der wirkliche Sacristan die Dienerstube, welche im hintern Theil des Klosters und nach dem Hofe zu lag, und woselbst er mit den Fratern beim schäumenden Bierkrug gesessen hatte, er schritt durch den Kreuzgang und rief den Pförtner innerhalb des Eingangs.

Er fragte, ob sein hochwürdiger Herr sich etwa schon entfernt habe.

Der Schließer war ganz überrascht und mußte sich besinnen. »Vor einer Stunde schon,« sagte er, »ist der hochwürdige Pater fort, und mir war's, als seid Ihr ihm gefolgt — ich habe doch nicht geträumt! — und herein seid Ihr auch nicht wieder gekommen. — Ja, ja — es ging Jemand mit ihm, oder wenigstens hinter ihm, und

ich hielt ihn für Euch, und grüßte ihn wie einen Bekannten. Ich bin ganz verwirrt.«

»Ich war bei den Leuten in der Dienerstube zur Vesper,« versetzte der Sacristan, »wie rasch die Zeit entflieht! Mein Hochwürdiger wird zürnen — das wird ein schöner Empfang sein. Wer hätte auch gedacht, daß er heut so früh gehen würde; sonst bleibt er doch länger. — Ist das ein Leben! Jedes Vergnügen wird Einem hinterher durch Vorwürfe vergällt. Macht auf, ich bitt' Euch, rasch, rasch! Sonst wird das Donnerwetter, je später, desto schlimmer.«

Der Pförtner schüttelte den Kopf und sagte: »Ist mir doch so, als hätte ich Euch zweimal hinausgelassen.«

»Es wird ein Cleriker oder ein Frater hier aus dem Kloster gewesen sein.«

— »Nein, ein Malteserhabit war's nicht, sondern ganz der Eurige.«

»Ich bitt' Euch, laßt mich! Gute Nacht. Gelobt sei Jesus Christus.«

— »In Ewigkeit, Amen!« entgegnete der Schließer und öffnete.

Auch den Soldaten draußen schien die doppelte Erscheinung des Sacristans aufzufallen, und sie beobachteten ihn daher scharf.

Er aber setzte sich ganz unbefangen ihren Blicken aus, grüßte sie mit bekannter Stimme und setzte seinen Weg

fort. Sie dachten: Es ist ein Schwarzrock — folglich kein Arrestant. —

Erst eine halbe Stunde etwa nach des Küsters Fortgang wurde die Flucht des Schotten entdeckt. Der Frater, welcher ihm allabendlich die Suppe brachte, fand die Zelle leer. Er rief den Novizenmeister herbei, es entstand Lärm und man meldete den Vorfall dem Grandprior. Der Pförtner ward gerufen und erzählte, was sich mit ihm begeben.

Der Grandprior fand sich auf das Unangenehmste berührt, denn — wenngleich Priester — gehörte er doch einem ritterlichen Orden an und seiner ritterlichen Obhut war der Gefangene anvertraut worden.

Er sandte sofort seinen Ceremonarius mit der Nachricht zum Commandanten; er selbst fuhr zum Provinzial der Jesuiten in's Clementinum.

Vor diesem mußte auch bald darauf Pater Xaver erscheinen. Der Grandprior bat ihn um Verzeihung und gab die Versicherung, daß er keineswegs den Verdacht habe, als hätte er die Flucht des Mörders begünstigt, er wünschte nur etwaige Aufklärung von ihm, da er sich kurz vor dem wahrscheinlichen Augenblick der Flucht bei dem Delinquenten befunden.

Pater Xaver äußerte mit großer Seelenruhe, er habe, nachdem er wie gewöhnlich mit dem Verbrecher gebetet, denselben eines andern nöthigen Ganges wegen sehr bald

verlassen, er sei nicht gewahr geworden, daß ihm Jemand gefolgt; erst später habe er sich erinnert, daß ihn der Sacristan in das Malteserkloster begleitet, weil es aber oft vorgekommen, daß dieser sich in der Trinkstube währenddem eine Güte gethan und ihm erst später gefolgt sei, so habe er angenommen, derselbe befinde sich auch jetzt noch dort.

Er befahl den Meßdiener zu rufen, der natürlich Alles bestätigte, was er selbst wußte und erfahren.

Xaver sprach jetzt die Vermuthung aus, der Gefangene möge sich des Habits eines Meßners oder Fraters im Malteserkloster selbst insgeheim bemächtigt, ihm leise — als er sich entfernt — im Dunkel des Kreuzganges folgend, den Pförtner, so wie die Wachen durch die Verkleidung getäuscht haben und so, einmal im Freien, entkommen sein.

Diese Erklärung mußte dem Grandprior genügen; denn wie hätte er es wagen dürfen, die Aussage eines Mitgliedes der Gesellschaft Jesu, des allmächtigen, weltbeherrschenden Ordens, in Zweifel zu ziehen. —

Der Grandprior fuhr unverrichteter Dinge wieder in die Kleinseite zurück, und dem Stadtcommandanten, General Marradas, war auch nicht viel daran gelegen, ob ein Soldat gehangen werde oder dem Galgen entwischt sei. —

16.

Es war Sonntag. Die Gräfin verließ um die sechste Morgenstunde mit Bohumila den Palast. Basil leuchtete ihnen mit einer Laterne voran; denn noch lag finstre Nacht auf den Häusern und Straßen.

Ein scharfer Frost hatte die Wege geebnet und getrocknet.

Sie gingen die Spornergasse hinab, über den wälschen Platz in die St. Niclaskirche. In dem neuerbauten Tempel, es war dies der vierte, welchen die Jesuiten in kurzer Zeit in Prag errichtet, wie sie denn, St. Ignaz auf dem Viehmarkt mitgerechnet, bald darnach drei große Collegien in der Hauptstadt besaßen, waren zahlreiche Andächtige versammelt, doch verschwanden sie beinahe in dem weiten Raume und in der Dunkelheit, die nur auf eine geringe Entfernung, zunächst des erleuchteten Hochaltars, erhellt wurde. Der reiche Schmuck dieser Kirche an Marmorsäulen, vergoldeten Simsen und Pfeilern, an Frescogemälden und Altarblättern, gewährt bei voller Beleuchtung oder am Tage, wo durch die hohe Kuppel

das Sonnenlicht hereinbricht, einen prachtvollen Anblick, und diese heutige Pfarrkirche der Kleinseite ist zwar nicht die ehrwürdigste und feierlichste, doch die modernste und schönste Prags.

Die Damen, in einfachen Gewändern, die Masken vor dem Gesicht, nahmen in einem der Kirchstühle Platz und hörten andächtig die Messe. —

Es waren wenige Jahre entschwunden und schon gewahrte man die mächtige Wirksamkeit der Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Der öffentlich verpönte, doch heimlich gepflegte Protestantismus verlor immer mehr Anhänger, bei der Messe und dem Segen, dem Nachmittagsgottesdienst, füllten sich die Kirchen, ebenso die Beichtstühle; durch die Straßen klang häufig das Glöcklein des Meßners, dem der Priester mit dem Viaticum folgte, umgeben von einer Schutz- und Ehrenwache mit blanker Wehr, auf dem Wege nach dem Hause eines Sterbenden, um ihm die letzte Oelung darzureichen. Die Frühmesse der Adventzeit: **Rorate**, rief die Beter in die Kirchen, desgleichen die wöchentlichen Fastenpredigten, wozu die besten Redner der Jesuiten gewählt waren; auch die Processionen aus einer Stadt in die andere, von dem Wunderbild einer Kirche nach dem andern, fanden zahlreiche Begleitung.

Kaiser Ferdinand hatte die Gegenreformation, die Katholicisirung des protestantischen Böhmens, den geschick-

testen Händen anvertraut: zuerst den Lichtensteinischen Dragonern des Spaniers Don Huerda, dieses Wütherichs und Trunkenboldes, dann den geschmeidigen, opulenten, glaubensfrommen und verschmitzten Jesuiten. Schon das nächste Jahrhundert hat bewiesen, wie man ein Land ganz katholisch machen und fast jede Erinnerung an den Protestantismus auslöschen kann. Erst Josephs hochherzige Toleranz erweckte die schlummernden Funken wieder, die, inzwischen in Wäldern und Thalschluchten versteckt und verborgen, vor dem Fanatismus ihrer Bekehrer heimlich fortgeglommen hatten. —

Nach dem Ite, missa est! folgte noch eine endlose Lytanei. Während des monotonen und ermüdenden Exaudi nos und Ora pro nobis blickte Bohumila zur Seite, und — mußte sie auch gefaßt sein auf die Erscheinung des Grafen —: sie erschrak so heftig, daß ihre zitternde Bewegung die neben ihr knieende Mutter berührte und ihre Aufmerksamkeit nach der nächsten Säule lenkte, wo Sylvio Piccolomini lehnte und die flammenden Blicke unablässig auf die zwei Beterinnen gerichtet hatte.

Ein seliges Lächeln überflog seine Züge, als er sich erkannt und bemerkt sah. Er selbst hatte die Damen schnell herausgefunden; die Gräfin war kenntlich an der hohen, majestätischen Gestalt und Bohumila an dem reichen blonden Lockenhaar.

Endlich sprach der Priester das Amen, die Mehrzahl

der Beter brach auf und drängte sich dem finstern Ausgang zu.

Sylvio war schnell in der Nähe der Damen.

»Habt innigen Dank, edle Frau,« sagte er zur Gräfin, »für Eure Güte, die mich heut einen doppelten Gottesdienst begehen ließ.«

»Wir besuchen öfter diese Kirche,« versetzte die Gräfin, »und auch der Zufall konnte Euch hierher führen.«

»Noch muß ich,« fuhr er fort, »Euch um Verzeihung bitten, daß ich so rasch und hastig auf dem Bankette Euch verlassen, wie es sich Damen gegenüber kaum ziemt. Allein mein Oheim, der Fürst, ward in Folge einer Trauernachricht bedenklich krank und rief mich in seine Nähe.«

— »Einer Trauernachricht, sagt Ihr?«

»Sein einzig Kind, die Gräfin Kinsky in Wien, war gestorben. Die Todesbotschaft enthielt das Schreiben, das ihm mitten im Festgeräusch von unbekannter Hand entweder leichtsinnig oder in böswilliger Absicht übergeben worden. — Es hat ihn tief erschüttert, und ich muß mich in doppelter Liebe an ihn schmiegen, um diese tiefe Wunde zu heilen.«

— »So seid Ihr sein einziger Verwandter?«

»Und sein einziger Erbe. Nur in Italien leben noch zwei Vettern, entfernten Grades, zwei unmündige Knaben, die der Oheim kaum kennt. Schon ihre Urgroß-

eltern zogen aus dem Lombardischen in das Neapolitanische.«

»Da Ihr so schnell geschieden, Herr Graf,« sagte die Frau von Terzky, »so konntet Ihr auch die Bedingung nicht vernehmen, die ich — die wir an das zugesagte Wiedersehen knüpften. Doch dürfte jetzt ein Angelöbniß überflüssig sein, — da wir vielleicht bald diese Stadt verlassen — auf Nimmerwiederkehren.«

»Barmherziger Gott!« rief Sylvio, »Ihr tödtet mir das Herz. Ich bin Euch noch so fremd, und schon seid Ihr so grausam, als stünde Euch ein erbitterter Feind entgegen.«

Er faßte im Dunkel Bohumila's Hand, sie wollte ihm dieselbe entziehen; doch ließ sie ihm sie nach kurzem Sträuben; — sollte sie ihm doch, nach der Mutter Befehl, manchen kleinen Hoffnungsschimmer ihrer Neigung gewähren.

Ihn durchwallte es wonnevoll bei dieser Berührung und er fuhr in begeistertem Tone fort: »Sprecht nicht so, edle Frau! O, nichts von Trennung; ich folge Euch sonst bis an das Ende der Welt!«

— »Und Euer Oheim?«

»Er geht in wenig Tagen zur Armee: ich bleibe — auf den Befehl der Aerzte, die mir den Feldzug untersagt. — Doch um Euretwillen wär' ich bereit, selbst den Oheim und Alles, Alles, was mir theuer, zu verlassen!«

»Ich muß Euch wiederholen,« sagte die Gräfin, »Ihr überschätzt uns vielleicht, Herr Graf! und mögt Euch vor Enttäuschung wahren.« —

»Ich kann Euch nicht höher stellen,« rief er, leise Bohumila's Hand drückend, »als Euch schon mein Gefühl, mein Herz gestellt hat. Sprecht nichts von Trennung — seid barmherzig. Die Demuth, deren ich mich befleißige, ist Euch Bürge meiner reinen Absicht. Fordert Opfer — ich will sie bringen! Erprobt mich — und laßt die Prüfung nicht leicht sein. Nicht äußere Macht allein biete ich Euch, die mir zu Gebote steht, gebietet über meine Seelenkräfte auch! — Und Ihr, holdes Fräulein, seid gnädig und mitleidvoll und bittet für mich bei der Mutter. Deute ich Euer Schweigen zu meinen Gunsten, so zürnt Ihr mir nicht — Ihr haßt mich nicht. Und warum könntet Ihr mich hassen! Ich nahe Euch doch nur mit ehrerbietiger Huldigung, wie sie Eurer Tugend und Schönheit geziemt.«

»Ich folge jedem Befehl meiner Mutter,« entgegnete leise das Mädchen, »Ihre Wünsche sind die meinigen: — so auch ihr Gewähren oder — Verweigern.«

— »Es sei, Herr Graf,« nahm nun, wie nach einigem Besinnen, Frau von Terzky das Wort, »doch werdet Ihr Euch in die Bedingung fügen, die ich schon damals stellen gewollt?« —

— »Ich gehe jede, jede ein; auch die härteste; wenn sie mich nur nicht aus Eurer Nähe bannt.«

»In vier Wochen,« fuhr die Gräfin fort, »am Sonnabend ist das Fest von St. Fabian und Sebastian. Es wird durch feierlichen Gottesdienst in dieser Kirche begangen. Abends um sieben Uhr zum Segen werden wir hier erscheinen.«

»Vier Wochen — eines Monats Raum,« rief Sylvio, »welche Ewigkeit! Wie grausam seid Ihr, wie mitleidslos für meinen Ungestüm.«

»Seht Ihr uns gerne, müßt Ihr in Geduld Euch fassen. — Doch jetzt die Bedingung.«

— »Sprecht sie nur aus, ich gelobe sie unbedingt.«

»Ihr gebt uns,« sagte die Gräfin mit ernster Betonung, »Euer Ritterwort, Graf von Piccolomini! daß Ihr bis dahin uns nicht folgen wollt und uns nicht nachforschen, daß Ihr Euch vor der Kirche wendet und nicht seht, wohin wir gehen, daß Ihr nicht Fragen und Erkundigungen einziehen wollt, daß wir Euch ein Geheimniß, ein Räthsel bleiben sollen — bis wir uns wiedersehen. — Nur dann werden wir Euch wiedersehen. Jeder Schritt, den Ihr dagegen unternehmet, läßt uns Euch ewig verschwinden und für diese Welt sind wir Euch verloren. Es war dann ein kurzes Begegnen auf der Pilgerreise — ein Traum. Ihr habt ein flüchtiges Erinnern: vielleicht

genügt es. — Doch ich kann nicht anders. Später vielleicht werdet Ihr den Grund erfahren.«

»Und dieses Geheimniß! Warum umhüllt Ihr Euch also? Habt Ihr etwas zu befahren: ich schütze Euch.«

— »Erst das Gelübde, — später der Grund und die Aufklärung. Wollt Ihr? Bei Eurem Wort als Kavalier?«

»Ja, ich schwör' es Euch von ganzer Seele! Was gäb' ich nicht für ein einzig Wiedersehen! — Aber, warum wieder hier, — warum darf ich nicht in das stillere Asyl Eurer Wohnung dringen? Befürchtet Ihr, daß ich unedel mich dieses Vertrauens nicht würdig zeigen dürfte?«

»Nein — doch das Geheimniß ist nicht reif! Es kann vielleicht geschehen, wenn — wenn Ihr einer zweiten Bedingung Folge leistet. Doch davon das nächste Mal. Gehabt Euch wohl, Herr Graf. Der Morgen dämmert draußen schon. — Kehrt zurück in die Kirche, und verlaßt sie erst dann, wenn Ihr glaubt, daß wir den wälschen Platz im Rücken haben. — Wohlan — Ihr fügt Euch?«

»Ich gehorche, lebt wohl, lebt wohl!« rief Sylvio, Bohumila's Hand pressend; — ihm war, als erwiederte sie leise seinen Druck. Namenlose Seligkeit durchwallte ihn: er trat berauscht in die Kirche zurück. —

Draußen schloß sich Basil den Damen an. Sie eilten im ersten Tagesgrauen der Schloßstraße zu.

Sylvio hielt sein Versprechen; er trat erst spät aus der Kirche. Hier hatte sie ja geweilt, auf jener Bank gesessen, hier zum Himmel gebetet, das fromme Herz erschlossen, hier konnte er von ihr schwärmen und nachträumen das genossene und noch verheißene Glück. —

»Mutter,« sagte Bohumila, als sie mit der Gräfin allein war, »ich soll ihm doch nur Liebe heucheln?«

»Es wäre entsetzlich,« versetzte die Mutter, »wenn Du wahre Neigung für ihn hegtest: Du müßtest mit ihm untergehen. Wahre Dein Herz, dies sagt Dir meine Warnungsstimme, und gedenke Deines Schwurs: Jetzt sollst Du ihn lieben, wie ich es heische, ob Deine Seele widerstrebt, ob nicht. Die Lösung — Tod oder Leben wird die Zukunft bringen.«

»Fast dauert er mich, Mutter,« warf das Mädchen ein, »er ist so hoffnungsselig. Ich weiß auch nicht, was ihn antreibt, sein Verlangen auf mich zu richten. Es ist doch nicht so Besonderes an mir, — und doch drängt ihn sein unglückliches Verhängniß!«

»Ich kann Dir nicht Alles sagen, Bohumila, jetzt nicht. Aber Eins rufe ich Dir unabänderlich zu: Frage nicht — gehorche! Er dauert Dich, sprichst Du? Hat denn für die Ermordeten von Eger im Herzen seines Oheims auch das Mitleid gesprochen? Wußte er es nicht,

daß sein Abfall, seine Reise nach Wien, seine Anschuldigung beim Kaiser, den Blutbefehl, ihr Todesurtheil aussprechen würde?«

»Doch Graf Sylvio, Mutter, selbst ist schuldlos?« entgegnete demüthig das Mädchen und gab den Worten den Ton der Frage.

»Soll ich es ruhig dulden,« versetzte in wilder Aufregung und mit zorniger Miene die Gräfin, »daß sie erborgten Ruhm und Glanz und geraubte Güter, unsere Güter, an ihre Kinder vererben, daß sie glücklich sind in der Liebe ihrer Sprossen, die ihre Schuld nicht theilen, aber von den Früchten derselben schwelgen? Das Gewissen des Räubers schweigt, wenn er von seinem Raube dem Armen wohlgethan, oder der Mutter Gottes auf dem Altare ein Opfer dargebracht. — Sie sollen sterben in den Armen ihrer Kinder, beweint, gesegnet von ihnen? — Und ich muß kinderlos in die Gruft steigen? — Nein!«

Sie hielt ein und besann sich, — die letzten harten Worte schienen sie zu gereuen. »Nein, Bohumila,« rief sie mit tiefer Bewegung, »nicht kinderlos! Du bist mein Kind, mein einzig Kind, so theuer mir, als hätt' ich Dich unter meinem Herzen getragen. Nicht Du verdankst mir das Dasein, ich verdanke Dir das Leben und, was jetzt sein einziger Werth, die Erfüllung meiner Rache. Kaum konnte mir der gütige Gott, und wenn er mich überreich

belohnen wollte, ein theureres, ein besseres Kind schenken, als Dich. Meine Tochter!«

Sie breitete voll unendlicher Liebe die Arme aus und das Mädchen sank weinend an ihre Brust. — —

Fürst Piccolomini brach an der Spitze der neuorganisirten Armee nach Baiern auf. Es galt, Regensburg zu belagern und aus der Gewalt der Schweden zu befreien. Die Vertheidigung der Stadt leitete der alte Graf Matthias Thurn, der damals an der Spitze der böhmischen Stände durch Ferdinands II. Absetzung die erste Brandfackel des dreißigjährigen Krieges entzündet hatte. —

Zwei Tage später folgte Prinz Ferdinand der Armee. Es war ein gewaltiges Leben und Drängen im Prager Schlosse, als er mit seinem zahlreichen Gefolge aufbrach.

Er empfing in seiner Abschiedsaudienz noch den Oberstburggrafen, die obersten Räthe und Erbämter und die beiden Commandanten der Stadt: Colloredo und Maradas. Ihrem Schutz und ihrer Obhut empfahl der Prinz sowohl die Hauptstadt, als das Königreich auf das Eindringlichste. Diese Mahnung war nicht vom Ueberfluß, denn beide Generale hatten nur eine ganz geringe Kriegsmacht zu ihrer Verfügung; die Grenzen waren rings von Truppen entblößt und ein schwedisch-sächsisches Heer stand in der Lausitz.

Auch Dereroux, der sich dem Prinzen ehrfurchtsvoll

empfahl, erhielt einige gnädige Worte: »Ich bedaure es,« sagte dieser, »daß ich Euch nicht auffordern darf, mir zu folgen, und so eines tapfern Armes im Reich entbehren muß. Doch — Ihr seid noch leidend, General, und dann hat mein kaiserlicher Vater gesagt, daß er bald Eures Degens in Ungarn gegen den Halbmond bedürfen würde. Gehabt Euch wohl! Hier, wie dort dienen wir unserm Herrn, dem Kaiser!«

Deverour küßte des Prinzen Hand, der sich gleich darauf in den Wagen warf und die Hauptstadt durch das Reichsthor verließ. —

Unter der Volksmenge, die bei der Abfahrt des Prinzen den Burgplatz neugierig füllten, befanden sich auch viele Herren und Damen aus den höheren Ständen.

Diesen hatten die Fourire und Laquayen, je nach der Auszeichnung ihrer Kleidung, Plätze auf den Stufen unter dem Portale eingeräumt, damit sie den Prinzen und seinen Staat bequemer sehen konnten.

Als sich Deverour, nach der Abfahrt des Erzherzogs, hier durch die Menge drängte, berührte ihn leise eine Hand. Er erkannte eine hohe Dame im schwarzen Kleid, die venetianische Maske vor dem Gesicht. —

Er trat rasch mit ihr seitwärts von den Stufen.

»Ich irre mich nicht,« sagte er und suchte ihre Hand zu fassen, »ich erkenne meinen guten Engel wieder. Sprecht, habt Ihr abermals eine beseligende Botschaft?«

»Nein —« versetzte die Dame, »doch eine Frage: Habt Ihr für die welke Rose — eine blühende gesandt?«

»Beim ewigen Gotte — nein!« rief Deveroux, »ich wagte es nicht.«

»Ei, das ist wenig ritterlich,« entgegnete die Dame wie im neckenden Tone; »setzt den Fall — man habe es erwartet. Ich weiß das nicht; doch setzt den Fall! Doch jetzt gehabt Euch wohl — ich habe Eile — und bessert Euch.«

»Ich beschwöre Euch, bleibt; nur noch ein Wort!« bat Deveroux.

»Heut frommt es Euch zu nichts,« war die Antwort, »doch komme ich bald und bringe bessere Nachricht. Man könnte uns bemerken — könnte errathen, und — vergeßt nicht, daß ich nur insgeheim Euch zu nützen vermag.«

Sie warf sich in's Gedränge und war ihm bald verschwunden.

Er bestieg sein Roß und flog in die Kleinseite hinab; denn seine Liebe hatte durch die wenigen Worte der Geheimnißvollen neue Nahrung erhalten, und es drängte ihn allein zu sein. »Sie liebt mich,« sagte er in seinem Selbstgespräch, »es ist gewiß. Neidisches Geschick, sei mir jetzt hold! Die Freundin hat ihr vertraut, daß sie mir die Rose geschenkt, den vielleicht nicht verhehlten Raub; erröthend hat sie sie gescholten und — mädchenhaft schüchtern eine Erwiederung gehofft, — erwartet,

vielleicht ersehnt. Und ich blöder Thor habe gezaudert. — Nun soll aber Blume und Wort begeistert von meiner Liebe sprechen.«

Noch denselben Tag eilte er in den Ziergarten des Schlosses, welchen Kaiser Rudolf mit ungeheuren Kosten an der Seite des Hirschgrabens, den drei alten Thürmen gegenüber, hatte anlegen lassen, und wo nicht nur in der kalten Winterzeit, durch künstliche Wärme getrieben, Frühlingsblumen, sondern auch viel fremdländische Gewächse aus Spaniens und Italiens Himmelsstrichen, ja aus andern Welttheilen, blühten.

Hier setzte er sich in den Besitz eines prachtvollen Rosenstraußes, den er, zu Hause angelangt, mit Perlenschnüren und auf Fäden gereihten Edelsteinen umwand.

Dazu schrieb er auf ein Blatt folgende Verse im Style der damaligen Zeit; das Blatt selbst schlang er um die schönste, halb aufgeblühte Knospe:

Die Worte lauteten:

„O sprich für mich, Du Schwester ihrer Wangen,
Du Abbild ihres süßen Purpurmundes,
Von meiner Lieb' sehnsüchtigem Verlangen,
Und von den Schmerzen meines Herzensgrundes!
Fürwahr, Du gleichst in Deinen rothen Gluthen
Auch meinem Herzen, das da will verbluten!"

Sein Kammerdiener erhielt den Auftrag, das Geschenk an Katharina zu überbringen und es in ihre eigenen Hände niederzulegen.

Mit ängstlicher Spannung erwartete er die Rückkunft des Dieners.

Dieser säumte auch nicht lange, und berichtete, das Fräulein sei, als sie das zierliche Kästchen, worin Strauß und Widmungsblatt lag, eröffnet, freudig überrascht gewesen, sie sei erröthet, nachdem sie den Inhalt gelesen, und habe dann freundlich lächelnd ihm aufgetragen, seinem Herrn Gruß und Dank zu melden. —

Deverour warf dem Diener eine Hand voll Goldstücke zu und rief: »Hier, Dein Lohn! Mach' Dir einen guten Tag und Deinen Kameraden! Ich bin heut froh, mein ganzes Haus soll fröhlich sein!«

Er schwelgte in namenloser Seligkeit; denn nun peinigte ihn kein Zweifel mehr: er wurde geliebt — und er ward erhört, sobald Buttler von Wien zurückkehrte. Sein heißes Verlangen wünschte ihm jetzt Flügel und grollte seinem langen Verweilen in der Kaiserstadt. —

Noch an demselben Tage erhielt Pater Xaver Nachricht von dem Geschenke Deverour's und der Aufnahme desselben; und an demselben Tage noch bewog er Katharina, den folgenden Morgen die Raritätenkammer Kaiser Rudolfs im Clementinum in Augenschein zu nehmen. —

Sie sagte zu, — der Pater versprach, sich auf diesen ehrenvollen Besuch vorzubereiten. —

17.

Am folgenden Morgen, nachdem sie die Messe in der Teinkirche gehört, stieg Katharina mit ihrer Kammerfrau Ludmilla in den Schlitten und fuhr nach dem Clementinum. Prächtige Rosse, mit Schellen und Federbüschen geziert, waren vorgespannt, ein Läufer in purpurnem Wams, das reich mit Silber gestickt war, den Stock mit goldenem Knauf in der Rechten, ein Kaskett mit Straußfedern auf dem Kopfe, eilte dem Fuhrwerk voran, um Platz zu machen. Der Kutscher und der Laquai, der den hintern Sitz einnahm, waren in hellgrüne, goldbordirte Livree gekleidet. Dienerschaft, wie Bespannung, zeigten von Glanz und Reichthum, doch waren sie nur der schönen Last, die sie führten, angemessen. —

Pater Xaver empfing das Fräulein und ihre Kammerfrau an der Treppe und geleitete sie in das erste Geschoß, das mit der Sternwarte einen Winkel bildet, wo die Kunst- und Naturseltenheiten Kaiser Rudolfs in mehreren Sälen und Zimmern aufgestellt waren.

Hier erging sich das selbst kenntnißlose, nur neugie-

rige Auge in der Betrachtung seltener ausgestopfter Thiere, Wachspräparate, roher, so wie geschnittener und gefaßter Edelsteine, Büsten und Statuen, Bilder, mechanischer und optischer Instrumente, alchymistischer Apparate, Curiositäten, die weniger von dem Kunstgeschmack, als von der Ausdauer und dem Fleiße ihrer Verfertiger zeigten, und dergleichen mehr.

Pater Xaver gab zu Allem eine kurze und bündig Erklärung, die den Gegenstand erfaßte und verdeutlichte, ohne zu ermüden.

Mehrere Zimmer und Kabinette waren bereits durchwandert, da öffnete Xaver, wie es schien, die letzte Thüre. Hier wollte er den Frauen einen egyptischen Mumiensarg und einige Papyrusrollen zeigen.

Bei ihrem Eintritte gewahrte Katharina plötzlich einen Mann in einfacher Haustracht, dem man jedoch auf den ersten Blick den Soldaten ansah, welcher sich scheu und verlegen in einen Winkel zurückzog.

»Verzeiht,« sagte Xaver, Verlegenheit heuchelnd, »ich dachte nicht daran — gnädiges Fräulein! — Ein Unglücklicher, dem ich hier eine Zufluchtsstätte gewährt. In diesen Kabinetten würde ihn wohl das peinliche Gericht schwerlich suchen. — Hier ist er sicher. — Den armen, doch braven Mann hat das Mißgeschick getroffen, im hitzigen Streit einen Kameraden zu erstechen. Darauf

steht der Tod durch Henkers Hand. Mit Gottes Barmherzigkeit hoffe ich den Reuigen zu retten.«

»Es ist aber entsetzlich,« sprach schaudernd Katharina, mehr für sich, als gegen Mac Fergus gerichtet, »einen Menschen zu tödten.«

In diesem Augenblicke öffnete Xaver einen Schrank und schien von da an emsig nach den Papyrusvollen in den verschiedenen Fächern zu suchen, ohne der weitern Unterredung Aufmerksamkeit zu schenken.

Mac Fergus, seiner Anweisung getreu, trat nach Katharina's Worten ein paar Schritte vor, verneigte sich demüthig und sprach in einzelnen Sätzen, als beherrschte ihn Befangenheit:

»Verzeiht, hohe Dame! Ein Mörder bin ich nicht zu nennen. Es war die Nothwehr, die mich trieb; — mein Gegner hat mir auch einen Todesstoß versetzt, und heimtückisch — mit dem Dolch. So treiben's die Wallonen. An ihm lag's nicht: der Himmel war mir günstiger, — und ich habe nach langer Krankheit das Leben gerettet. — Ich bin Soldat, edles Fräulein, — von den irländischen Dragonern, doch von Geburt ein Schotte — im Krieg gewöhnt man sich an den Tod, man muß ihn empfangen oder geben. — Heut dem Einen — morgen dem Anderen! — An dem Wallonen war nicht viel verloren, ihm klebte das edle Blut des Herrn von Kinsky auf dem Gewissen, er war der Erste —«

»Wie sagt Ihr?« rief Katharina voll Spannung und den Sprecher angstvoll betrachtend, indem sie sich an die Fensterbrüstung lehnte.

»Ja, gnädigstes Fräulein,« fuhr der Schotte geläufiger fort, »anders ist's in der Schlacht, wo man sich wehrt und der Mensch in der Wuth ist, und nicht mehr weiß, was er thut; anders aber ist es wieder, Wehrlose zu morden, friedliche Gäste, die zum Bankett gekommen: zumal seine Führer, seine Generale, seine Herren und Wohlthäter. Ja — die Hohen sind oft grausamer, als —«

»Ihr wart in Eger beim blutigen — Gericht,« rief Katharina lebhaft und erblaßte, »sprecht! Ist es nicht so?«

»So ist's,« versetzte Mac Fergus, »und habe mitgewirkt.«

»Dann schweigt, schweigt,« gebot Katharina, »damit Euch mein Mitleid nicht entgehe.«

— »Verzeiht, gnädiges Fräulein! Ich selbst habe kein Blut vergossen, war nur ein gezwungener, gehorsamer Zeuge, wie es der gemeine Soldat sein muß.«

»Dann sprecht, dann erzählt mir!« rief Katharina heftig, »was Ihr gesehen und erlebt.«

— »Es dürfte Euch, Fräulein,« nahm die Kammerfrau das Wort, indem sie dem Soldaten einen bedeutsamen Blick zuwarf, den dieser aber nicht zu verstehen schien, »unnöthig angreifen und Euch schlimme Träume

bringen, wenn Ihr die ganze schreckliche Geschichte hört. Man spricht nicht gern davon, — Ihr wißt —«

»Laß mich, Ludmilla,« entgegnete fast zürnend Katharina und wandte sich wieder zu dem Soldaten mit den Worten: »Erzählt, ich bitt' Euch, ungescheut und wahrhaftig, was Ihr damals gesehen: ich will Alles wissen!«

— Der Schotte begann nach einigem Besinnen: »Da Ihr befehlt, gnädige Dame —, so will ich gehorchen. — Wie das so kam, weiß ich selbst nicht. Der gemeine Soldat wird in Geheimnisse seiner Offiziere nicht eingeweiht. Er erhält den Befehl, wenn es zum Handeln Zeit ist, und muß stumm gehorchen. — Wir brachen von Pilsen auf nach Eger, im Gefolge des Herzogs. — Damals hatten wohl schon die Herren Obristen Leßley und Buttler —«

Die Kammerfrau machte eine heftige Bewegung und warf dem Soldaten einen drohenden Blick zu; aber Katharina, der dies nicht entging, rief rasch:

»Fahrt fort — ich befehle es! Erzählt weiter.« —

»Sie hatten wohl das kaiserliche Patent, welches den Herzog als Verräther vom Kommando entsetzte, und befahl, sich seiner und seiner Freunde todt oder lebendig zu bemächtigen, bereits in Händen. Sie beriethen sich in Eger, so scheint's, insgeheim mit dem Herrn Commandanten Gordon, dem der Herzog ein paar Tage vorher das Oberst Böhmische Regiment geschenkt. — Das hinderte nicht,

er war doch dabei — und lud die Herren Generale Illo, Terzky, Kinsky und den Rittmeister Neumann, des Herzogs Geheimschreiber, auf's Schloß, zur Abendtafel, um sechs Uhr. — Der Herzog selbst hatte abgesagt, er war unpaß. — Die drei Hauptleute von der Schloßwache: Macdonald und Borcke vom Buttlerischen Regiment, und Brown vom Terzkyschen, alles Irländer — keine Schotten — wurden in's Geheimniß gezogen und mußten einen Eid leisten. So sagt man. — Auch der Obristwachtmeister, Herr Geraldino, ward gewonnen. — Dieser führte um fünf Uhr sechs Dragoner in das linke Nebenzimmer des Saales, wo die Herren speisen sollten. Im rechten Nebenzimmer verbarg sich Rittmeister Deverour mit vier und zwanzig Dragonern, — darunter war auch ich. So waren die eingeladenen Herren mitten unter uns. — Wir hatten nur Partisanen und Degen; es war uns verboten zu schießen, damit kein frühzeitiger Lärm entstehe. Doch wußten wir immer noch nicht, was es gelte, wir waren commandirt und sollten uns ruhig verhalten. — Aber ich fühlte schon ein Grauen. — Nicht lange darnach saßen die Herren bei Tische, sie sprachen und tafelten heiter, und ließen oft die Gläser klingen, wie wir durch die verschlossene Thüre vernahmen. Plötzlich hörten wir, wie die Thüre gegenüber aufsprang, die sechs Dragoner eindrangen, und Obristwachtmeister Geraldino's Stimme rief

auf Wälsch: Viva la casa d'Austria. In diesem Augenblicke auch riß Rittmeister Deverour die Thüre vor uns auf, commandirte: »Marsch! Auf die Verräther!« und stürzte mit gezücktem Degen in den Saal — wir stumm hinterdrein. »Wer ist gut kaiserlich?« schrie Herr Deverour. Die Obristen Leßley, Buttler und Gordon sprangen von der Tafel auf, nahmen die Lichter und hielten sie in die Höhe, riefen: Vivat Ferdinandus! und traten auf die Seite. Herr Leßley commandirte, die Dragoner Geraldino's warfen die Tafel um, General Kinsky, der hinter'm Tische saß, ward sofort durchstoßen. Der Wallone, mein Feind, gab ihm den ersten Stich, dann Herr Geraldino den zweiten, Macdonald tödtete ihn vollends. — General Illo lief nach seinem Degen, der an der Wand hing; aber bevor er sich noch zur Wehr setzen gekonnt — ward er von drei Hellebarden durchstochen, von unsern Leuten, die Rittmeister Deverour commandirte. — Graf Terzky aber, rascher, als die Andern, war seines Degens habhaft geworden. Er warf sich in die Ecke des Zimmers, und beim ewigen Gott! er wehrte sich wie ein Löwe! Während er focht, schalt er den Commandanten Gordon einen treulosen, schändlichen Verräther, der als feige Memme sie zum Blutmahl geladen. Er forderte ihn und Leßley zum Zweikampf. Rittmeister Deverour trieb uns zum Angriff. — Ich stand zitternd dabei und war meiner Sinne kaum mäch-

tig. Terzky tödtete zwei von den Unsrigen und verwundete den Spanier Lerda tödtlich. Er focht mit Geraldino wie ein Verzweifelter. Da warf sich endlich Deverour auf ihn —«

»Deverour?« rief Katharina entsetzt. Ihr Gesicht bedeckte Todtenblässe — sie zitterte heftig und hielt sich krampfhaft an dem Fenstersims, — ihre ganze Seele schien in ihr Auge getreten zu sein, sie starrte den Sprecher erwartungsvoll an.

Der Soldat, von ihrem Aussehen erschreckt, hielt einen Augenblick ein, — die Kammerfrau nahte sich ihr beschwichtigend und wollte sie unterstützen, aber das junge Mädchen raffte sich gewaltsam auf und gebot dem Schotten fortzufahren.

— »Der Graf Terzky focht noch immer tapfer, Deverour's Degen zersprang und einen Augenblick schwebte der des Grafen drohend über seinem Haupte — wir Soldaten selbst waren wie gelähmt — da aber glitten Terzky's Füße aus, er fiel — Geraldino versetzte ihm drei Dolchstiche in's Gesicht und auf Befehl warfen sich jetzt die Dragoner auf ihn, aber er trug einen Koller von Elendshaut, kein Stich konnte da durchdringen, ihm war nicht beizukommen: da befahl Herr Deverour, die Schöße des Kollers in die Höh' zu heben, und ihn von unten nach oben zu erstechen. Und so geschah es auch.«

»Das also that Deverour?« sagte Katharina mit

tonloser Stimme und löste von ihrem Arm eine Perlenschnur, warf einen Blick des Entsetzens darauf und preßte sie in ihre hohle Hand. Es war die Schnur, welche den Rosenstrauß umwunden hatte.

»Da war,« fuhr Mac Fergus fort, »das Meiste vollbracht — drei Leichen lagen vor uns auf dem Boden. Da vermißte aber Herr Gordon den Rittmeister Neumann. Dieser war während des Tumults aus der Thüre entwischt. Der Commandant befahl, ihn zu suchen und ihm den Garaus zu machen. Er mußte im Schlosse sein; denn gleich nach dem Eintritt der vier Gäste wurde die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen waren verdoppelt. Die Dragoner fanden ihn versteckt in einer Speisekammer; hier wurde er nach kurzer Gegenwehr, da er ohne Waffen, ohne Gnad' und Barmherzigkeit getödtet. — Es hieß später, Alle hätten sterben müssen, damit sich nicht später Einer verdeffendiren könne und den Herzog vielleicht rechtfertigen. Ich weiß nicht, was Wahres d'ran ist. — Jetzt war unser Geschäft im Schlosse beendigt. — Es war inzwischen acht Uhr geworden. Der Herr Commandant verschloß das Speisezimmer, worin die Todten, und commandirte uns in die Stadt. Obrist Leßley war vorausgegangen, und weil die Wachen zusammengelaufen und Rumor entstanden, so erzählte er ihnen, was auf kaiserlichen Befehl geschehen, ließ sie dem Kaiser noch einmal Treue schwören und sagte, daß man den

Herzog werde gefangen nehmen. Er ließ hundert Buttlerische Reiter vom Schloß in die Stadt, sie mußten die Straßen besetzen, um eine etwaige Meuterei zu unterdrücken. Wir Dragoner folgten auf Befehl des Herrn Rittmeisters den Obristen Gordon und Buttler auf den Markt vor des Herzogs Losament im Pachhaibelschen Hause. Hauptmann Deverour war unser Führer, er nahm noch sechs Hellebardiere an sich. Vor dem Hause hielten die Herren noch geheime Berathung. So viel ich vernahm, waren sie unschlüssig, ob der Herzog umgebracht oder nur gefangen genommen werden solle. Herr Buttler war für die Gefangenschaft.«

»Hab' Dank, mein Vater!« flüsterte Katharina leise und preßte die Hand auf das tobende Herz.

— Der Soldat fuhr fort: »Er mochte aber überstimmt worden sein: Herr Deverour, das hört' ich deutlich, bestand auf der Tödtung, so auch Obrist Gordon und Leßley, der sich wieder zu uns gesellt. »Dann laßt das meine Arbeit sein!« rief Herr Deverour wild und gierig, und riß mir, weil sein Degen zerbrochen, die Hellebarde aus der Hand, mit den Worten: »Gib her, Memme.« — Er stürzte in's Haus den sechs Hellebardieren nach, wir folgten. Die Wache an der Treppe ließ uns passiren. — Ein Page kam uns entgegen, der eine goldene Schale Bier, den Nachttrunk für den Herzog, herabtrug, der schon zu Bette lag. Das Kind

wollte Lärm machen, ward aber niedergestoßen. — Ich folgte unwillkürlich, ich war ohne Waffe, also nutzlos. Vor des Herzogs Stube stand sein Kammerdiener, der eben den Schlüssel abgezogen, er machte Deveroux ein Zeichen, kein Geräusch zu machen, da der Fürst schon schlafe. — Herr Deveroux stieß ihn zur Seite und schrie: »Jetzt ist es Zeit zum Lärmen!« dann klopfte er wüthend an die Thüre. Sie war von innen verriegelt. Der Rittmeister befahl, sie zu sprengen, beim dritten Anlauf der Dragoner gelang es, — wir drangen ein über die Trümmer. — Das Nachtlicht brannte, — es war hell; der Herzog war aus dem Bett gesprungen, — das Jammergeschrei der Frauen Kinsky und Terzky, die neben ihm wohnten, und den Tod ihrer Gatten bereits durch die Dienerschaft erfahren hatten, hatte ihn geweckt. Der Herzog stand im weißen Nachtkleid an den Tisch gelehnt mit der linken Hand. Seine großen Augen, diese Augen, die so furchtbar blicken konnten in der Schlacht und im Zorne, starrten uns an, nicht furchtsam etwa, sondern voll Erstaunen. — Weiß Gott, wir zitterten wohl alle: es war ja der Friedland vor uns, vor dem die halbe Welt gezittert. — Aber der Hauptmann Deveroux schrie ihn wüthend an: »Bist Du der Schelm, der das kaiserliche Volk zu dem Feind überführen und Ihrer kaiserlichen Majestät die Krone von dem Haupt herunter reißen wollen? Derowegen mußt Du anjetzo sterben!« —

Aber der Herzog stand unerschrocken da wie eine Mauer und würdigte Herrn Deverour keiner Antwort. — Dieser wiederholte die Worte: »Du mußt sterben!« noch ein Mal, dann hielt er ein. Es schien ihn Furcht zu überkommen, dem großen Feldherrn gegenüber, er mochte erst Muth sammeln. Der Herzog bewegte blos die Lippen — dann breitete er die Arme aus, um die Brust frei zu machen; er wollte etwas sagen, das Wort war schon auf seiner Zunge, — hätte er gesprochen, wir Alle wären — doch Herr Deverour nicht — zu seinen Füßen gestürzt und wären für ihn gestorben; — aber der Hauptmann ließ dazu keine Zeit, bohrte ihm mit einem furchtbaren Stoß die Hellebarde in die Brust und der Herzog brach zusammen, und gab den Geist auf, ohne einiges Aechzen. Das Blut bespritzte die Wand zwischen den zwei Fenstern.«

»Entsetzlich!« stöhnte Katharina leise, »eher den Tod, als sein Weib!« und sank ohnmächtig in den Stuhl, welchen die Kammerfrau ihr zur Seite geschoben.

»Elender!« brach Ludmilla gegen Mac Fergus los, »seht Ihr nicht, daß Ihr sie tödtet!?«

— »Das gnädige Fräulein hat befohlen,« versetzte kalt der Schotte, »und Alles, was ich sage, ist Wahrheit.« —

Mit aller Kraft ihrer Seele raffte sich jetzt das Mädchen auf und sagte: »Es war nichts — nur ein Schwindel; es ist vorüber. Erzählt weiter, Freund!«

»Bald bin ich zu Rande, Fräulein! Wir standen etliche Minuten allesammt bestürzt da und konnten das Ungeheure nicht begreifen, was eben geschehen war. Wir sahen's und glaubten's nicht. Wir waren ihrer Dreißig, Alle vom Buttlerischen Regimente, alles Irländer, bis auf mich und noch einen Schotten, der aber auch kein Blut vergossen, und einen Spanier. Endlich kamen die Herren Gordon und Leßley, und befahlen, den Leichnam fortzuschaffen. Ich, mit zitterndem Herzen, nahm den rothen Fußteppich, der vor dem Bette lag, und wickelte den todten Herzog darein, dann trugen wir, der andere Schotte und der Spanier, die Leiche in die Kutsche des Herrn Leßley, in welcher sie in die Burg gebracht wurde. Hier warf man sie in den Hof, so sagt man, und der rothe Teppich ward noch von ihr geraubt. — Die Hellebarde aber gab mir Herr Deverour zurück; ich wischte das Blut nicht ab, bis es vertrocknet war; dann schrob ich das Eisen herunter von der Stange und verbarg es als Angedenken. Es befindet sich in des hochwürdigen Paters Gewahrsam, — wenn Ihr's zu sehen wünscht: eine seltne Merkwürdigkeit für alle Zeiten.«

»Was wißt Ihr noch von Obrist Buttler?« fragte Katharina streng.

»Ich beschwör' Euch, Fräulein!« bat die Kammerfrau; »es ist genug! Ihr seid so angegriffen. Dies Schreckensgewebe ist nicht für Euch, Ihr werdet erkranken.« —

Bei diesem Ausrufe trat Xaver wieder näher, als hätte er das Gesuchte gefunden und schiene erst jetzt Kenntniß von dem Gespräch zu nehmen.

»Seid ruhig,« entgegnete Katharina der Dienerin, »ich muß Alles wissen, ich bin auf Alles gefaßt. Ihr wißt vom Buttler, Soldat?«

»Weiter nichts Schlimmes, das ich sagen könnte,« versetzte der Schotte. »Er ward von Niemand gescholten. Er vollführte strict kaiserlichen Befehl, gehorchte als Soldat — dem Kaiser seinem Herrn gebührt die Verantwortung. Er hat kein Blut vergossen, hat selbst keine Hand angelegt. Allgemein hört' ich sagen, er habe Alles aufgeboten, den Herzog zu retten; aber vergebens. Am Kaiser konnte er nicht zum Verräther werden, und der Generalissimus stürzte in sein Verderben.«

Diese Aeußerung hatte Xaver dem Schotten in den Mund gelegt. Wenn auch Deveroux in Katharina's Augen vernichtet, so sollte doch das kindliche Gefühl in ihr nicht verletzt werden. —

— »Es ist gut,« sprach mit Festigkeit Katharina, »habt Dank für Eure Erzählung!« Sie winkte der Kammerfrau, die dem Soldaten eine Börse einhändigte, und wandte sich dann zu Pater Xaver.

»So viel ich vermuthe,« sagte dieser — »ich war im Eifer, die egyptischen Papiere zu suchen, so zerstreut — hat Euch mein Schützling vom Egerschen freventlichen

Judicium, wie man es mildernd nennt, erzählt. Das war meine Absicht nicht; das dauert mich. Ihr seid, gnädigstes Fräulein, gekommen, Euch zu zerstreuen, nicht um Euch betrüben zu lassen durch düstere Bilder. Verzeiht meiner Unvorsichtigkeit.«

»Es war mein Wunsch, Hochwürdiger,« antwortete sie, »ich bin Euch dankbar für die Gelegenheit und Jenem für seinen Bericht. Mir erwächst Gewinn daraus für ein ganzes Leben. Glaubt mir: ich habe Nöthiges, Heilsames erfahren. Das gestaltet meine Zukunft.«

»Geliebt es Euch nunmehr, gnädiges Fräulein,« fragte Xaver dienstbeflissen, »einen Blick in diese altegyptischen, mehr als zweitausendjährigen Schriften zu werfen?«

»Ein ander Mal, Hochwürdiger,« entgegnete sie, »für dies Mal habt Dank. Ich fühle mich sehr ermüdet. Ich gedenke, bald mit größerer Aufmerksamkeit Eure Schätze zu bewundern. Lebt wohl!« —

Der Pater begleitete sie hinab bis an den Schlitten, der gleich darnach durch das weite Portal dahinbrauste. —

»Sie dauert mich fast,« sagte Mac Fergus, nachdem sich Katharina entfernt und er allein war; »es schien sie gewaltig zu packen. Der Pater mag's verantworten. Und nach dem, was er mir gesagt, habe ich vielleicht ein gut Werk gethan. — Deveroux verdient sie nicht; er ist doch ein Mörder, und war ein Undankbarer. Besser jetzt, als wenn sie's erführe, nachdem sie schon seine

Gattin. Und sie liebt einen Andern, sagt der Pater; der Buttler will sie zwingen: nun wird sie widerstehen; — der Andere mag sie trösten. — Aber meines Bleibens darf nunmehr hier nicht länger sein; denn nun ist auch Deverour mein Todfeind und errichtet mir einen zweiten Galgen.« —

18.

Es war Mitternacht, als Pater Xaver den Schotten aus seinem Versteck zu sich berief.

»Wir sind allein,« sagte der Jesuit und wies auf einen Stuhl, worauf der Soldat ihm gegenüber Platz nehmen mußte, »wir können jetzt von dem Nöthigsten sprechen. — Die Zeit drängt, — die Zeit Deiner Befreiung nämlich, und Sicherheit vermöchte ich Dir später vielleicht nicht so gewiß zu gewähren. Der Commandant wird in wenig Tagen die Stadt in Kriegszustand erklären: das heißt als Festung, die Thore werden doppelt besetzt und die Beaufsichtigung an denselben wird strenger sein.«

»Hochwürdigster Herr!« entgegnete Mac Fergus, »glaubt mir, daß ich die Minuten zähle und lieber früher fort wäre, als später. Es hat mir — deutet's nicht übel — so zu lang gedauert, und ich dacht' in manchem Augenblick schon dran, mich selbst zu ranzioniren. Aber ich wollt' nicht undankbar sein, — Ihr habt mich doch errettet und brauchtet mich; dann war ich auch ohne alle

Mittel zur Flucht. Aber, 's ist, bei St. Jacob! keine lustige Lage, wenn man so inmitten schwebt, zwischen Galgen und Freiheit, zwischen einem verspielten Leben und einem neuen.«

»Du hast, wie ich Dir schon gesagt,« versetzte Pater Xaver, »ein gottgefälliges Werk vollbracht, das Dir angerechnet werden wird. Nicht mein Zweck allein, auch die Klugheit gebot mir, Dich länger zu behalten. Man forscht jetzt kaum noch nach Dir, — man hat Deinen Todtschlag fast vergessen, und so ist es der geeignete Zeitpunkt zur Flucht. — Uebrigens bin ich mit Dir zufrieden: ich hörte jedes Deiner Worte, während ich theilnahmlos schien. Du hast gesprochen, was ich Dich gelehrt. Und wie Du die Wahrheit sprachst, was Deveroux betraf, so wirst Du nun erkennen, daß man durch einen mildern Sinn die Tochter schonen mußte, wo es sich um die große Mitschuld des Vaters handelte.«

»Aber das Fräulein,« gegenredete der Soldat, »war doch sehr erschüttert und betrübt bei meiner Erzählung.«

— »Es ist erklärlich,« warf Xaver ein, »daß sie ein Grausen faßte, als sie nach Deiner Schilderung Deveroux ganz erkannt, wenn sie bedachte, daß sie auf des Vaters Geheiß eines solchen Henkers Gemahlin werden sollte. — Sie ist so sanft, so sittig rein, wie ein Engel des Himmels. Und die sanfte Taube frommt nicht dem Geier, dessen Fänge noch vom Blute triefen, zum Ehe-

bund. — Darum warst Du, mein Sohn! zu einem guten und gottgefälligen Werke behilflich. Und ich reiche Dir dafür auch irdischen Lohn, da einmal die menschliche Creatur ohne solchen nicht bestehen kann.«

»Meine Flucht, Hochwürdiger!« nahm Mac Fergus das Wort, »wird um so dringender sein, als General Deveroux, wenn er erfährt, welchen Dienst ich ihm bei dem Fräulein geleistet, gegen mich wüthen wird, und daß er mich, wenn ich in seine Gewalt falle, auch an den Galgen bringt, ob ich sonst den Wallonen erstochen habe, oder nicht.«

— »Mit dem Tagesgrauen,« sagte Xaver, »wirst Du Prag verlassen. Du erhältst das Habit eines Fraters unsres Ordens und einen Geleitsbrief, der Dich als Abgesandter an die Mission nach Baiern bezeichnet. So wirst Du ungefährdet weiter kommen. Doch mußt Du Klöster und Pfarreien bei Deiner Einkehr vermeiden: Priester würden sogleich in Dir den Laien erkennen, und wo Kriegsvölker stehen, würde man den falschen Clericus für einen Spion halten. Eine reiche Börse soll Dich vor Mangel schützen; sie enthält noch mehr, eine Summe, die es Dir möglich macht, unter den Sachsen oder Schweden eine Kornetsstelle zu kaufen. So bist Du kein gemeiner Dragoner mehr.«

»Habt tausend Dank, Hochwürdigster!« rief Mac Fergus mit freudestrahlenden Blicken, »auf so reichen

Lohn war ich in der That nicht gefaßt. Es geht mir ein neues Leben auf — und wie der Buttler vom Reitknecht, kann ich's auch zu etwas Höherem bringen. — Das lohnt der Mühe, bei St. Jacob! wenn erst der Anfang gemacht ist. — Und im Grund kann ich den Umstand segnen, daß ich den Wallonen erstochen, der ohnehin nichts taugte. Es war doch nur Nothwehr, — aber die Herren Offiziere von Eger her, sind doch nur durch Todtschlag so hoch gestiegen. — Ich brach zwar meinen Eid — nun — einem der Todtschläger nur —; aber Ihr habt mich absolvirt, und dann sagt Ihr, daß ich dadurch ein menschlich und gottgefällig Werk gestiftet: das muß mich beruhigen. Und was mein Gewissen anbelangt, Hochwürdiger, so verlasse ich mich darin ganz auf Euch. Ihr habt die Macht und die Weihe, mir den Freibrief über Alles zu geben. — Habt Dank, habt Dank! Für geringe Mühe ernte ich so reichen Lohn. — So leicht ist mir's vordem nicht geworden.« —

»Wandle in der Furcht des Herrn,« versetzte Xaver mit Salbung, »und er wird von nun an Wohlgefallen an Dir haben, und Deine Wege segnen. Denn ob auch spät, bist Du doch zur Erkenntniß gekommen. — Vergiß nicht, mein Sohn, daß Alles, was wir mit einander unterhandelt, ein Geheimniß bleiben muß, Dein Lebenlang! Du wirst es mir morgen vor Deinem Scheiden noch auf die Hostie schwören. Ein Verrath würde

Dir auch nicht frommen und — mir nicht schaden. — Mir schadet nichts! — Das erwäge, mein Sohn. — Ich bin nichts: nur der Orden ist mächtig. Diene ich ihm, so bin ich mit die Macht! — Du fassest es vielleicht nicht; aber Du wirst es noch erkennen. — Gehab' Dich wohl! Mein Diener soll Dich heut zum letzten Mal in Deinen Schlupfwinkel geleiten und Dich Morgens wecken. — Er hält Dir noch eine gute Mahlzeit bereit und mag Dir Gesellschaft leisten bis zur Schlafenszeit. — Morgen weht Dich die Luft der Freiheit an. — Sobald Du über der Grenze, in der Nähe der lutherischen Truppen und in Sicherheit, — wenn es Dir nach ruhiger Prüfung gerathen ist — magst Du den Klosterhabit abwerfen und das Schreiben vernichten. Ich baue auf Deine Klugheit, mit der ich bis jetzt zufrieden war. Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit!« versetzte Mac Fergus, empfing den Segen des Paters und verließ das Gemach. —

Am folgenden Morgen zog er mit Xaver's Benediction und reichem Geldgeschenk versehen, ungefährdet aus Prags Thoren. Er nahm seinen Weg über Schlan und Laun nach der sächsischen Grenze. —

— Aber es war jetzt auch dem Pater Xaver daran gelegen, den Schotten so schleunig als möglich zu entfernen. Unter der feindlichen Armee wurde er für immer unschädlich, — in Prag war er gefährlich. Leicht konn-

ten es Umstände fügen, daß er eingezogen wurde, daß er in der Todesangst Alles gestand, daß sich Deverour seiner bemächtigte, ihn zum Widerrufe bewog oder zwang. Dem Letztern mußte aber jede Rechtfertigung abgeschnitten werden, Katharina für ihn auf immer verloren sein. —

19.

Katharina war in ihre Wohnung zurückgekehrt. Sie entfernte die Kammerfrau; dann warf sie sich in ihren Armstuhl, drückte das bleiche Angesicht in die Hand und brach in lautes Weinen aus. — Ihr Schmerz galt nicht einem verlornen Glücke, nur einer schaurig errungenen Gewißheit.

»Armer Vater!« seufzte sie für sich, »mein armer Vater — so muß ich Deinem ersten, Deinem heißesten Wunsche widerstreben, Deine Hoffnungen vernichten! Und bei der barmherzigen Mutter Gottes, ich kann nicht anders. Es weht mich an wie Grab und Mord, bei dem Gedanken an Deverour! — Nie, nie! Mein Leben für den Vater, für seine unbegrenzte Liebe, aber nie Deverour's Gattin. — O, meine stille Klosterzelle! Wie war ich oft undankbar, wie sehnte ich mich oft hinaus aus den engen Räumen in das Leben voll Glanz und Freiheit, das mir der Vater verheißen! — Und es ist nur mit Schauer und Lüge und Haß erfüllt. — Ich habe thöricht nach seinem Anblick getrachtet, doch

nicht nach seinen blutigen Opfern, nach seiner Verwirrung!« —

»Und Du, mein Vater,« fuhr sie nach einer Pause fort und ein schmerzhafter Zug überflog ihr schönes Antlitz, »Du warst auch dabei! Er sagte es ja: dem Kaiser gehorsam, aber doch ein thätig Werkzeug in jener Schreckensnacht. Zwar hast Du Deine Hand, die Hand, die ich so gerne an die Lippen drücke, nicht mit Blut bespritzt; aber Du riefst doch, Du gabst doch mit das Zeichen für die Mordgesellen, als Du riefst: Vivat Ferdinandus! und — ließest es geschehen. Es ist entsetzlich!« —

Sie verstummte wieder, — ihr Auge hing starr an dem Boden, ihre Gedanken flogen wirr, als wollten sie die abgerissenen Genossen verfolgen oder in's Endlose hinausschweifen, um sich in Gedankenlosigkeit, in Starrheit zu verlieren, und eine unendliche Wehmuth legte sich auf den Glanz ihrer feuchten Augen.

»Wie Gott will!« sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer, »ich, die Tochter, darf den Vater nicht richten, wenn ich's auch vermöchte; Gott, nur Du, kannst es und wirst barmherzig sein — so er, der Geliebte, Barmherzigkeit bedarf. — Aber es ist ein anderes Schalten und Walten in der Männerbrust und im Männerwillen, und im Geiste dieser Krieger, die da kämpfen im gerechten oder eingebildeten Haß, als es mein armer Mädchen-

sinn zu fassen vermag. — Ich werde es nie fassen! Das sagt mir der Schauder, der mich ergreift bei dem Gedanken daran und an die Nothwendigkeit, dereinst so fühlen, so erkennen zu müssen. — Das wäre also der Glanz der Welt, den mir der Vater verheißen!? — Dann fehlt mir die Empfänglichkeit dazu: er schimmerte nicht in meine Wiege. — Ach, ich bin mit Einem älter, viel älter geworden: ich bin kein Kind mehr, ich habe geträumt und jetzt muß ich denken. — Weil es denn aber sein muß, so sei der rasche Entschluß gefaßt, der ganze Entschluß! — Kehrt erst der Vater zurück: meine Kindesliebe könnte mich schwach machen und ich würde unter Deveroux's Umarmungen ihn hassen und verachten. — Vielleicht weiß der Vater selbst nicht Alles, was ich erfahren, — und er wird mir nicht zürnen — wenn es geschehen. Es sei — ich kann nicht anders!«

Sie erhob sich rasch und mit einer vollbewußten Kraft, die abgeschlossen hatte, aus ihrer Niedergebeugtheit und eilte an den marmornen Pfeilertisch, nahm die Rosen Deveroux's, die schon zu welken begonnen, aus der gläsernen Phiole, worin sie frisch erhalten werden sollten, umwickelte sie mit den Perlen und Granatenschnüren, — dann schrieb sie auf ein Blatt folgende Zeilen:

»Nehmt die Rosen wieder, sie riechen nach Blut, — nach Blut von Eger. — In die Hand, die dem Schotten Mac Fergus die Hellebarde

entriß, um den Herzog zu morden, kann ich die meinige nicht legen. Lieber den Tod! Ich weiß jetzt Alles! Katharina Buttler.«

Sie legte Alles in das Kästchen, verschloß und versiegelte dasselbe und klingelte der Dienerin.

Diese erschien und erhielt den Auftrag, den Laquay zu rufen.

»Ihr seid krank, gnädiges Fräulein,« sagte die Kammerfrau, »die Erzählung des entsetzlichen Soldaten hat Euch angegriffen. Der Elende wußte gar nicht, daß Ihr des Grafen Buttler Tochter und daß Ihr — den General Deverour —«

Katharina warf ihr einen strengen Blick zu, der Ludmilla die übrigen Worte nicht aussprechen hieß, sie lenkte ein:

»Der Pater war auch so vertieft, daß er dem rohen Menschen nicht Stillschweigen gebot; — der Auftritt lag gewiß nicht in seiner Absicht —, und meine Winke verstand oder beobachtete der Kriegsknecht mit Willen gar nicht. Er wurde feurig in seiner Schauererzählung.«

»Ich wollte es so,« entgegnete Katharina mit ruhiger Kälte, »und es war gut. Auch bin ich jetzt nicht mehr krank, gute Ludmilla; aber ich glaube, daß ich mit Dir fortan nicht mehr so fröhlich werde lachen können, wie sonst, und daß ich kein Kind mehr bin. Und — also nicht glücklicher, Ludmilla!« —

Der Diener trat ein, Katharina gab ihm das Kästchen mit dem Auftrag, dasselbe sofort und in die Hände des Generals Deveroux zu übergeben.

»Was habt Ihr gethan?« fragte bestürzt die Kammerfrau, die den Zusammenhang errieth, »o Ihr seid noch krank, mein theuerstes Fräulein!«

»Was ich gethan?!« versetzte streng Katharina, »etwas, das ich nie bereuen werde: das sagt mir mein Gewissen. Und daß es rasch geschah: ist vom Heile. — Dem Pater Xaver schuldige ich Dank — gegen seine Absicht. Ja — er konnte das nicht gehört haben, und nicht gewollt. — Doch weil es so ist — wird er mich nicht tadeln. — Entkleide mich, Ludmilla. — Wir werden wohl von nun an lange Zeit diese Gemächer hüthen,« fügte sie mit einem Seufzer hinzu, — »hier ist es besser so, und draußen auch keine Freude für uns.« —

Die Kammerfrau legte ihr ein weißes Hauskleid an, Katharina setzte sich bis zur Tafelzeit wieder in den Armstuhl und hing ihren schwermüthigen Gedanken nach.

Daß sie eine ewige Scheidewand zwischen sich und dem ihr bestimmten Manne aufgebaut, dies betrübte sie nicht. Sie liebte ihn ja nicht mit der ersten Glut einer jungen Mädchenseele, die den Erkorenen gefunden. Aber sie bangte vor der Rückkehr des Vaters, dem ihre rasche Entscheidung gewiß eine tiefe Wunde schlug. —

In der Abenddämmerung erschien Pater Xaver.

Katharina erzählte ihm den Entschluß, den sie in's Werk gesetzt und wiederholte die Worte des Absagebriefes, den sie an Deverour gesandt.

Xaver war erstaunt über die Mittheilungen des Schotten — von denen er, im eifrigen Nachsuchen nach egyptischen Papyrusrollen, gar nichts gehört haben wollte, er war empört über die schonungslose Schwatzhaftigkeit seines Schützlings, er bezweifelte seine Aussagen, wollte beschönigen; aber Katharina unterbrach ihn mit einem ernsten Lächeln und sagte:

»Das habe ich gethan, Hochwürdigster! es ist unverbrüchlich; jetzt richtet, nachdem es vollbracht!«

»Meine Tochter,« entgegnete nach kurzem Besinnen mit großer Sanftmuth der Jesuit, »mir geziemt darüber kein Urtheil. Das ist Sache Eures Herzens, Fräulein, und Eurem Vater sei der Ausspruch vorbehalten. Nur was das Ewige, was Euer Seelenheil betrifft, bin ich Euer Berather. In irdischen Dingen sind wir Priester des Herren nicht heimisch.«

»Aber Ihr müßt mich in Schutz nehmen, dem Vater gegenüber,« rief das Mädchen lebhaft.

— »Wenn ich es vermögen werde,« entgegnete Xaver mit verstellter Beklommenheit. »Von wannen soll mir auch die Einsicht kommen, da es ein Familienereigniß? — Doch, — war es Gottes Stimme, die in Eu-

rem Herzen sprach: so war es recht, ihr Folge zu leisten. Kommt doch Alles vom Herren.«

»O Ihr meine schönen stillen Klosterräume mit Eurem Gottesfrieden,« seufzte Katharina in schmerzhaftem Selbstvergessen, »warum mußte ich Euch verlassen!?«

»Wenn es der Ruf des Herrn ist,« fiel Xaver salbungsvoll ein, »so wird er diesen frommen Wunsch erhören und Euch wieder dahin zurückführen, trotz aller irdischen Behinderungen. Denn seine Macht geht über alle Macht der Welt. — Vor Allem aber, gnädiges Fräulein, trachtet, daß Ihr die Gebote gegen den Vater erfüllt. Nur wenn der Herr sich unverkennbar offenbart, dann muß die arme Creatur von Allem lassen und seinem Rufe folgen: denn wer vermöchte es auch, ihm zu widerstehen!« — —

Nach kurzem Verweilen entfernte sich Xaver und eilte nach dem Hradschin zu Frau von Terzky. —

Er erzählte, was er erfahren: die Zurücksendung des Rosenstraußes und die begleitenden Zeilen.

Die Gräfin trat nachdenkend an das Fenster, dann sagte sie: »Es ist immer etwas gewonnen. Buttler wird sie zwingen, und sie ist unglückselig; sie ist sein einziges Kind — und ungeliebt, gehaßt ist Deveroux auch unglücklich an ihrer Seite! — Oder — sie widerstrebt, — Buttler ist Deveroux verpflichtet, — der Vater wird mit dem Schuldner kämpfen. — Wer schuldig ist haßt

den Dränger seiner Schuld. Und Devereux wird das Mädchen hassen, wird den Haß übertragen auf den Vater, seinen Schuldner. — Auch damit ist etwas gewonnen: unabsehbares Zerwürfniß, aber weit und lange ausgesponnen! — Dazu gehört ein Menschenleben. — Und genügt das?! — Genügt es, Pater Xaver? — Die Zeit verrauscht, die Gemüther werden friedlicher, das Menschenblut wird kälter; man vergißt, man versöhnt sich. — Er kann sie doch noch an den Altar führen, Pater Xaver!«

»Mehr, als bereits geschehen, gnädige Frau!« versetzte der Jesuit kalt, »habt Ihr bis jetzt noch nicht beabsichtigt und — eingeleitet. Was geschehen, ist gelungen; wir haben es erzielt. — Ich möchte nicht das Ende schon jetzt verkündigen; ich bin, nachdem das Eine einschlug, noch nicht ermüdet im Verfolgen unsers Zweckes. — Devereux hat den Absagebrief; er ist mit Hohn geschrieben. An seiner Leidenschaft ist's nun, wie er ihn aufnimmt. — Ob — entsagend, — ob beschämt, gedemüthigt, zum Zorn entflammt, verzweifelnd etwa: — das müssen wir erwarten.« —

»Und dann, und dann?« rief Gräfin Terzky herausfordernd.

— »Katharina wird nicht seine Frau!« versetzte, stolz sich erhebend, der Jesuit und sein Auge fixirte

die Gräfin mit einer Uebermacht, die es aussprach, daß sie keinen Zweifel gelten lassen würde.

»Ihr glaubt, Ihr wißt?« sprach die Gräfin, »o sagt, was hofft Ihr?«

— »Sie sprach vom Kloster, von ihrer Sehnsucht nach den heiligen Hallen: sie wird nicht seine Frau!«

»Und er könnte dann,« fiel die Gräfin ein, »den Rachestahl zücken gegen Vater und Tochter?«

— »Ihr wollt sie Alle verderben, gnädige Frau! Einen durch den Andern! Ist es nicht so? Nun, denn beim ewigen Gott, lassen wir sie erst handeln, nur erst entschließen, und darauf bauen wir weiter. Nicht von der Ruhe und Abspannung, nur von der Thätigkeit des Andern gewinnt der kluge Mann, der ihn verderben will. — Ich hoffte heut Euren Plänen mehr entsprochen zu haben, gnädige Frau! als es der Fall zu sein scheint. Ihr haltet Alles für abgeschlossen: ich bin im Fortgang. — Es lohnte sich auch nicht der Mühe, wären wir schon jetzt zu Ende!«

— Die letzten Worte sprach Xaver im Tone verletzten Ehrgefühls.

Gräfin Terzky mußte ihn beschwichtigen, sie sagte sanft und gewinnend:

»Verzeiht, Hochwürdiger! Ihr wißt, ich bin ein Weib, und die Geduld ist nicht mein Erbtheil. Ach, ich habe die Eurige so oft auf die Probe gestellt. — O, ich

bin Eure große Schuldnerin! Mein wilder Geist fliegt, Eure Weisheit wandelt sicher die ebne Straße. Mein Handeln ist das Werk der Leidenschaft — Euch leitet die geprüfte Vernunft. Und darum seid Ihr ja mein Stab und meine Stütze. O verzeiht Pater! und verlaßt mich nicht!«

»Ich werde ewig Euer gehorsamer Diener sein, gnädige Frau,« sagte der Jesuit mit schmiegsamer Ergebenheit, »und bemerke nur, daß durch das, was gewonnen ist, schon viel gewonnen ist. Die Trennung scheint mir eine unheilbare Wunde, ich werde sie reizen und vergrößern. — Morgen vielleicht schon kann ich Euch sagen, wie der Rittersinn und das reine Gewissen des Generals Deveroux die Schmach, die ihm das junge Mädchen geboten, empfunden hat. — Der gemahnte Schuldner, sagtet Ihr, zürnt dem Gläubiger. Aber der Gläubiger versieht sich von der Tochter des Vaters, der der Schuldner ist, eines höflichern Bescheides. — Er hat um Katharina geworben; die Werbung war eine Blutschuld mit; soll nun die Blutschuld allein gelten und die Werbung nichts!? Jene gebar ein Recht! Das ist nicht zu vergessen, gnädige Frau! — Ich weiß es nicht, aber ich würde so simuliren, wäre ich Deveroux. — Morgen schon vielleicht werde ich Euch melden, in welcher Art er den Absagebrief empfangen, und welche Absicht bei ihm zur Reife gediehen.«

»Ich füge mich Eurer Weisheit, Eurem Rath und Eurer Leitung,« versetzte sanft und freundlich die Gräfin, »was wäre ich auch ohne Euch! Mein Ungestüm vernichtete das Ziel, bevor es erreicht wäre!«

Sie reichte ihm lächelnd die Hand zum Abschied, die er ehrerbietig küßte.

Er schied ohne Groll, aber sein Ehrgeiz sagte ihm, daß er die stolze Natur der Gräfin durch Außerordentliches bewältigen, daß er sie demüthigen und zur Anerkennung und Bewunderung zwingen müsse.

20.

Devereux empfing das Kästchen aus der Hand des Dieners mit freudiger Ueberraschung, obwohl es ihn befremden wollte, als er sein Geschenk, worein er den Rosenstrauch verschlossen, wieder zu erkennen glaubte. Doch dazu war jetzt keine Zeit, er belohnte den Diener fürstlich und entließ ihn schnell, denn ihn drängte es mit aller Macht, das süße Geheimniß zu lösen.

Er trat, als er allein war, an's Fenster, und öffnete das Kästchen. Er erkannte seinen Blumenstrauß wieder, nicht an den welken Dolden, aber an den Perlenreihen und Juwelenfäden; unten ein Blatt, — er nahm es mit zitternder Hand, — er las und Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, wirr schwankten die Buchstaben vor seinen Augen, die Knie wollten ihm brechen, er taumelte zurück in einen Lehnstuhl, — das Blatt entglitt seinen Fingern, er drückte die Hände vor's Gesicht.

Es war der furchtbarste Schlag, der ihn betroffen. Seine Brust arbeitete gewaltig unter dem Schmerz, der sich wie ein vom Hochgebirg gelöster Fels auf sie her-

abgestürzt, — und so plötzlich, ahnungslos, so mitten in der Hoffnung und ihren reizenden Wonnebildern: Alles verloren, — arm, elend, gedemüthigt, beschimpft, verurtheilt durch den Ausspruch eines jungen, edlen und reinen Wesens, nach dem er gerungen mit aller Macht seiner Seele, mit Aufopferung seiner Seligkeit, seines Erden- und Jenseitsfriedens!!

Es währte lange, bevor er Gedanken fand, sein Elend und seine Schmach zu ermessen und seinem Schmerz Worte zu geben. Mit einer gräßlichen Verzweiflung zog ein kalter Hohn in seine Seele, der streifte darin Alles ab, was noch an Wunsch und Verlangen und Hoffnung und Zukunft keimte und grünte.

»Wahn meiner Liebe,« stöhnte er endlich und der gräßliche Hohn verstellte seine Züge, »Du hast mich schmählich betrogen. Das war es also, um was ich mit dem Aufgebot aller meiner Seelenkräfte rang! — Die Blutschuld im Gewissen, — und kein Preis für das Opfer. Die Sünde für das Paradies, und statt seiner die Hölle! — Ja, Du weiße Taube, die Fänge des Raubvogels sind von Blut gefärbt und er wollte sie in Deinem schneeigen Gefieder bergen. — Mein Alles ist jetzt eine schreckliche Vergangenheit und keine Zukunft. — — So gleißend hat der Traum gelogen, nur um mich erbarmungsloser zu vernichten. — Ich kann nichts mehr wollen auf der weiten Welt! — nur Eins etwa noch:

Mac Fergus, den Verräther, mit den ausgesuchtesten Martern —: doch er ist entflohen! Und wie kam er an Katharina, was bewog ihn seinen Eid zu brechen und meinen Ankläger zu machen?! Ach, alle Lösungen dieses Räthsels spannen keine Brücke über den Abgrund, der mich von ihr trennt. — Und sorglos wußte ich ihn im Besitz meines Geheimnisses, — und habe diesen Mund nicht für ewig verstummen lassen? — Das ist ja der teuflische Hohn meines Geschickes! — So rang ich um eine Spanne Lebens und eine Spanne Erdenseligkeit: jetzt ist sie abgelaufen. Sie hat keinen Werth, nur Qual: die Spanne Lebens, — nun so sei sie auch abgeworfen.«

Er starrte lange Zeit mit gräßlichem Ausdruck vor sich nieder; seine Brust hob und senkte sich krampfhaft dann plötzlich nach der dunklen Ecke des Gemaches blickend, schrie er auf, indem er das bleiche Haupt zurückwarf, und kalter Schweiß auf seine Stirne trat:

»Was willst Du, blutiges Fantom, mit Deiner stummen Geberde und dem entsetzlichen Ausdruck, mit dem Du den Todesstoß erhieltst? — Mich rufen? — Ich komme schon, — ich zaudre nicht, und früher als ich gedacht, komme ich. Ich glaubte Dich zu bannen bis an den Grabesrand, an den Moment des natürlichen Todes. Dann hätte der Greis reuig gebetet, um Verzeihung gefleht zu Dir. Doch nahst Du furchtbarer Mahner

schon jetzt? — Ich bin Dir verfallen, Herzog Friedland! Es sei!« —

Er sprang auf und ging schwankend an den Gewehrschrank. Seine bebende Hand nahm ein Faustrohr und versuchte es zu spannen. Als ihm die Kraft dazu gebrach, sagte er mit bittrem Spotte und dem Ausdruck seiner gebrochenen Lebenskraft:

»Ich kann kein Blut mehr vergießen, — mir graut vor Blut, — selbst vor dem eigenen. — So weit ist es gekommen mit mir!« —

Er wankte nach dem Sitze zurück und fuhr in seinem Selbstgespräche fort:

»Wenn dieser Sturm vorüber — wenn ich wieder Kraft gewinne: ob ich mich in die Schlacht stürze und Menschen tödte, bis ich selbst getödtet bin? Die Lust am Morde wächst während der Blutarbeit, — sagt man. — Ich werde Schuldlose tödten, die meine Feinde heißen und es nicht sind. — Freilich — freilich! — Aber die Rosen duften nach Blut, sagt sie; — werden sie dann schöner duften??«

Er sah das Blatt zu seinen Füßen und hob es langsam vom Boden auf. — Nur einen flüchtigen, scheuen Blick warf er noch darauf, dann zerpflückte er's zwischen den Fingern in kleine Streifen und Fleckchen, die seine Hand langsam verstreute.

»Die ersten Zeilen von ihrer Hand — und jeder

Schriftzug ein Dolchstoß. — Das mein Lohn, Graf Buttler! für meinen willfährigen treuen Dienst, — und von Deiner Tochter Hand. — O Du mußtest ihr einen mildern, einen leichtern Sinn geben, ehe Du sie zu Deveroux's Gattin bestimmtest: dem Soldaten ein Soldatenmädchen, das nicht vor einer blanken Waffe und — ihrer Anwendung zittert, sich mit Abscheu entsetzt. — Und kann ich sie verdammen? O nein! Mein Gehirn ist wirr, es siedet und gießt giftige Tropfen in mein Herz hinab.«

Er warf sich auf ein Ruhebett. Hier verharrte er von nun an, mit halbgeschlossenen Augen, schweigend, schlaflos, unentkleidet zwei Tage und Nächte. Er entfernte die eintretenden Diener, er wies mit wilder Geberde, mit einem halblauten drohenden Fluche Speise und Trank zurück. Dann und wann entrang sich ein qualvoller Seufzer seiner Brust. Er beachtete den Wechsel von Tag und Nacht nicht, in seiner Seele war es entsetzliche Nacht, ewige Nacht: das fühlte er. —

Erst am Morgen des dritten Tages wagte es sein Kammerdiener, den die gräßliche Veränderung seines Herrn, die bleichen abgezehrten Wangen, die erloschnen Augen, dieses Stummsein, das an Geistesirre grenzte, in Schrecken und Besorgniß setzte, Worte an ihn zu richten, auf die Gefahr hin, sich einem heftigen Ausbruch seines Zornes auszusetzen.

»Befiehlt mein gnädiger Herr vielleicht,« fragte er mit dem Ausdruck von Theilnahme, doch zugleich demüthig, »daß ich einen Arzt rufe? — Ihr seid wohl krank, Gnaden —«

»Sprichst Du noch einmal von einem Arzt,« fuhr Deveroux auf, »so zerschmettre ich Dir den Schädel. Dein armseliges Leben werde ich wohl noch verantworten können.«

Diese Drohung wurde in einem Tone ausgesprochen, daß sich an ihrer Ausführung nicht wohl zweifeln ließ.

Demungeachtet fuhr der Diener fort: »Da Ihr krank scheint, gnädigster Herr! so flehe ich hier auf meinen Knieen, Ihr möchtet Euer theures Leben schonen. Mißachtet nicht die Theilnahme eines treuen Dieners!«

»Du Thor!« spottete Deveroux, »Du weißt nicht, daß Du reicher wirst, als Du bist, wenn ich erst nicht mehr bin. Dort in meinem Schreibtisch wirst Du ein Papier finden, das Dich zum Besitzer eines Meyerhofes, des größten auf meinen Gütern, erklärt und in dem Fach daneben drei hundert Ducaten — auch Dein alleiniges Eigenthum — noch Alle von Wallensteinschem Gepräge,« — setzte er bitter hinzu. »Sie mögen Dir Segen bringen.«

»Euer treuer Diener,« versetzte dieser weinend, »wünscht nichts, als Eure Genesung, gnädiger Herr!« —

Deveroux sah ihn eine geraume Zeit starr an,

dann sagte er leise: »Mein treuer Diener, ja das bist Du, und darum sollst Du mir noch einen guten Dienst erweisen.«

Er erhob sich und auf den Arm des Kammerdieners gestützt wankte er an den Schreibtisch. Hier warf er mit zitternder Hand ein paar lateinische Worte auf ein Blatt, reichte es dem Diener und sprach:

»Dies hier bringst Du dem Juden Löw, den Du kennst; — doch darf das Blatt kein anderes Menschenauge sehen, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Ihm gibst Du fünf Ducaten, wenn er Dir das reicht, was darauf bezeichnet ist. Weigert er sich, so droh' ihm mit der Peitsche, mit meiner Wuth. — — Es ist ein Heilmittel — das einzige, das mich zur Genesung bringen kann,« — fuhr er in Absätzen fort, — »die Aerzte kennen es nicht, und geben es nicht, diese elenden Lebensverlängerer. Ich aber kenne meine Natur und weiß was mir rasch hilft. — Jetzt führ' mich wieder an's Ruhbett, und dann eile und komm' nicht ohne das heilsame Pulver. Du kannst noch dem Juden mein Wort verpfänden, daß ich ihn nicht verrathe, weil ihm das Quacksalbern unter schwerer Strafe verboten ist.« —

Der Diener entfernte sich rasch und eilte in die Judenstadt.

Deverour erhob sich nach einer Weile wieder und gelangte mühsam an den Schreibtisch. Hier warf er in

unsichern Zügen mehrere Zeilen auf ein Blatt, setzte seinen Namen darunter und darneben sein Siegel, dann stöhnte er: »Das wäre vollbracht, und Alles zu Ende, bis auf das, — was sie die Ewigkeit nennen.«

Er lachte grell auf wie ein Wahnwitziger und schlich wieder auf seinen Ruheplatz zurück. —

Der Jude Löw wohnte in der Pinkasgasse. Er war ein kleiner schmächtiger, siebzigjähriger Greis mit einem freundlichen, aber verschmitzten Gesichte. Die Prager Cavaliere verachteten und knechteten, aber sie benutzten und brauchten ihn. Er handelte mit allem Erdenklichen, trieb Wucher und half arme Bürgermädchen bethören und verlocken, verkaufte Arzneien, Geheimmittel, Liebestränke und wohl noch gefährlichere. Sein Geschäft war häufig ein verruchtes, aber seine mächtigen Gönner schützten ihn jeder Zeit vor der Ahndung der Gesetze. Sein einziges Streben war viel Geld zu verdienen, in allem Uebrigen blieb sein Gewissen ruhig und vorwurfsfrei. Er selbst beging keine Missethat: stifteten die Christen, die vornehmen Herren, mit dem, was er ihnen leistete, Böses, so war's nicht seine Schuld. Warum sollte er sich auf diese Art an den Feinden seines Glaubens und Volkes nicht rächen dürfen? Er gehörte dem auserwählten, jetzt zwar geknechteten Volke an, die Nazarener — jetzt seine mächtige Dränger — durfte er hassen, ihnen war

er nicht Treu und Glauben schuldig, und um Liebe warben sie nicht bei ihm. —

Als der Kammerdiener Deveroux's dem Juden das Blatt zeigte, schrie dieser, nachdem er die Worte gelesen, entsetzt auf:

»Gott soll mir strafen, das ist ein furchtbares Gift! Und das soll ich Euch geben? — Ich hab' doch nischt dervon. — Wer das nimmt, der Mensch, ist in einer Stunde todt und rührt kein Glied wieder. Gott soll hüten, daß ich mir einlassen möcht' in einen solchen Handel. — Und das verlangt Seine Gnaden, der Herr General, von mir? Und was will er dermit anfangen, mit dem Gift, der Herr General?«

Der Kammerdiener war bestürzt bei dieser Aufklärung des Juden. Es ward ihm jetzt klar, daß sein Herr sehr krank, ja irrsinnig sei, daß er einen Selbstmord beabsichtige, und daß dieser hintertrieben werden müsse. Demungeachtet entledigte er sich seines Auftrages und fuhr gegen den Juden fort:

»Löw, ich soll Dir fünf Ducaten geben für das Recept. Mein Herr sagt, es sei ein Heilmittel, ein schwieriges, womit sich kein Arzt befaßt, — er aber kenne seine Natur.«

»Gott, ein Heilmittel!« rief der Jude mit kläglicher Stimme, »so Eins, daß darauf folgt Heulen und Zähnknirschen und der Tod, der gewisse Tod, in einer Stunde

Frist, so wahr ich bin ein ehrlicher Mann und versteh, was hier drauf geschrieben ist. — Ein Arzt wird's nicht geben, sagt Ihr; er wird's nicht geben, weil er is ein Arzt und kein Giftmischer. — Und ich — ich soll's sein? Will der Herr Graf mich bringen an den Galgen? Und ich soll's geben dem Herrn General, daß er es möcht selbst nehmen. Ä braver, ä generöser Herr, der mir oft hat gegeben was zu verdienen. — Sagt, Herr Kammerdiener, 's ist ä grausamer Scherz, der Herr General will mich setzen auf die Probe.«

— »Es ist nicht sein Scherz, Löw! es ist Ernst, daß er es verlangt, und er gibt Dir sein Wort als Edelmann und General, daß er Dich, was auch kommen mag, nicht verrathen wird.«

»Ich dank' für die Gnad',« sagte der Jude nicht ohne Spott, »aber es könnt' doch kommen, daß wenn ich werd'. gehängt, der Herr General vergessen möcht' auf meinen gehorsamen Dienst und auf seine gnädige Protection. Was macht man für 'n großes Geschrei, wenn gehängt wird ein armer Jud? — Kein Geschrei! Es war doch nur 'n Jud!«

»So unlieb mir's zu sagen ist,« fuhr der Kammerdiener fort, jedoch in einem Tone, der weder überreden, noch einschüchtern und gebieten wollte, »so muß ich Dir doch auf meines Herrn Befehl mit der Peitsche und seinem fürchterlichen Zorn drohen.«

»Was ist's,« entgegnete lebhaft Löw, »Ihr werdet mich peitschen und ich werde schreien gar fürchterlich. Die Leute werden zusammenlaufen, und ich werde sagen, daß ich Gift verkaufen soll. Ich werde gepeitscht sein, aber die Wache wird kommen und mich nehmen in Schutz.«

— »Verlangst Du vielleicht mehr, als diese fünf Ducaten: ich werde meinem Herrn Bescheid sagen?« Diese Worte sprach der Kammerdiener nur zögernd aus, er fürchtete der Jude könnte sich endlich bewegen lassen, Folge zu leisten.

Der Jude schüttelte abwehrend das Haupt.

»Also, Du willst bestimmt nicht?« fragte der Kammerdiener und wandte sich zum Fortgehen.

— »Fragt Euch doch selbst, Herr!« entgegnete Löw mit Bitterkeit, »ob Ihr wollt nehmen fünf oder zehn, oder hundert Ducaten und wollt Euch lassen hängen? Oder wollt Ihr sein behilflich, daß Euer Herr wird vergeben mit dem Pulver oder eine andere unschuldige Person? — Verlangt Geld von mir, so viel Ihr wollt, und ich werd's geben, weil ich weiß, daß Euer Herr ordentlich bezahlt, aber nur kein Gift. Gift is Gift.«

»Nun so gehab' Dich wohl, Löw! ich will meinem Herrn Deine Antwort bringen.«

Der Kammerdiener verließ nach diesen Worten hastig die dunkle Hinterstube des Juden. Er war froh über die entschiedene Weigerung desselben, aber zugleich voll

Sorge über den Ausgang seines Auftrages und über die Art, wie der Plan seines Gebieters zu nichte zu machen wäre.

War der Jude weniger mittheilend, war er so gewissenlos, das Gift zu verabreichen, ohne es als solches zu bezeichnen, ohne nach seiner Anwendung zu fragen, so reichte er selbst, der treue Diener, seinem Gebieter das schnelltödtende Mittel.

Graf Buttler, der nächste Freund und Vertraute seines Herrn, befand sich zur Zeit nicht in Prag. An diesen hätte er sich Rath und Hilfe suchend gewendet: diesem wäre es wohl gelungen, seinen tiefsinnigen Herrn von den Todesgedanken abzubringen.

Jetzt vermochte nur Pater Xaver allein ihn aus diesem Wirrsal zu reißen; war er doch auch dem Grafen befreundet und sein Vertrauter, zudem ein Priester, der mit gutem Rath auch geistlichen Rath zu schenken vermochte.

Er eilte geflügelten Schrittes zu diesem in's Clementinum.

Xaver las eben in der Salvatorkapelle andächtig die Messe. Der Kammerdiener mußte ihn bis zu seiner Rückkunft erwarten.

Voll lebendiger Bestürzung trug er dem Pater den Krankheitsanfall seines Herrn, den erhaltenen Auftrag und seine Verhandlung mit dem Juden vor. Er unter-

ließ nicht zu erzählen, daß seines Gebieters Geistesstörung sich von dem Zeitpunkt herschreibe, da ein Diener der jungen Gräfin Buttler ihm eine Botschaft von derselben überbracht.

Xaver horchte mit Aufmerksamkeit seinem Berichte. Er schien darauf in leises Nachdenken zu versinken und schüttelte mehrfach verwundert und kummervoll das Haupt. —

»Hochwürdigster,« sagte der Diener bekümmert, und küßte Xavers Hand, »ich habe meine Hoffnung und Zuversicht ganz auf Eure Hilfe gesetzt. Rettet meinen armen Herrn!«

»Was sagt der Arzt?« fragte der Pater bedächtig.

— »Der General drohte mir den Schädel mit der Pistole zu zerschmettern, wenn ich von einem Arzte spräche. Ach, der Wahnsinn hat seinen Geist ganz gefangen genommen, glaube ich, — und doch handelt er, wie's scheint, mit Vorbedacht. Er sprach von seinem letzten Willen und wie er mich bedenken wolle und suchte mich zu täuschen, indem er das Gift als Heilmittel bezeichnete, das seiner Natur zusage. Freilich waren auch seine Worte dunkel und zweideutig.«.

»Dann müssen wir uns,« versetzte Xaver nach einer Weile, »der List bedienen, wenn wir ihm helfen sollen.«

— »Ja, hochwürdigster Herr! ich dacht' es schon: einen Schlaftrunk, schafft einen Schlaftrunk, den ich ihm

statt des Giftes reiche. So täuschen wir ihn. Wenn er nur schlafen könnte, meine ich, er würde genesen. Seit der Buttlersche Diener da war und ihm, weiß der Himmel, welche Botschaft brachte, hat er kein Auge geschlossen, nur häufig geseufzt und einzelne Worte mit sich selbst gesprochen. Ach, er ist sehr elend, mein armer Herr, — und kurz zuvor schien er so glücklich.«

»Einen Schlaftrunk, meinst Du?« antwortete mit prüfendem Tone Xaver, »der Einfall ist gut. Der Schlaf stärkt den Leib und beruhigt die Seele. Ich muß Dir schon behilflich sein, mein Sohn; denn der General steht, so zu sagen, allein. — Einen Schlaftrunk also — und wenn er dann erwacht und besonnener geworden, dann mag ein Arzt das Weitere verrichten. — Höre mich, mein Sohn! — Kehre rasch zu Deinem Herrn zurück und bring' ihm den abschlägigen Bescheid des Juden. — Ich weiß wohl, Du setzest Dich dem Ausbruch seines Zornes aus; doch um ihn zu retten, magst Du es dulden. Zugleich aber, wenn er auf seinem Verlangen nach dem Gift verharrt, so eröffne ihm die Aussicht, der Jude dürfte wohl für einen höhern Lohn doch zur Willfährigkeit zu bewegen sein. — Verlangt er streng und um jeden Preis das Gift, dann ist er entschlossen und sein Wille ist unabänderlich; — dann hast Du gehorcht und Deine Pflicht gethan. Solche Kranke sind, trotz ihrer Irrsinns oft schlau und Dein Herr könnte leicht einen

willfährigern Arm finden, verweigerst Du ihm den Dienst. — Du versprichst also für eine höhere Summe dem Juden das Gift abzulocken, kommst aber zu mir. Ich werde dann einen Schlaftrunk besorgen, ein Pulver, in Wasser zu mischen. Du kehrst dann wieder zurück; mit dem Bescheide, der Jude selbst würde im Abenddunkel die vorgebliche Arznei bringen, weil er sie keiner fremden Hand anvertrauen will. — Ich komme statt des Juden selbst, bringe Dir das Pulver und werde bei dieser Gelegenheit erfahren, ob sich bis dahin Dein Herr in etwas beruhigt hat und ob er in dem Zustand ist, geistlichen Rath und Trost von mir anzunehmen. — Im Uebrigen sorge dafür, daß bis dahin Niemand zum General gelange, um der Sicherheit unsers Planes willen; gib den übrigen Dienern darüber die gemessensten Befehle. — Auf diese Art gelingt es uns vielleicht, Deinem Herrn zu helfen.«

»Könnte ich vielleicht,« fragte der Kammerdiener, »nicht sogleich das Pulver erhalten und ihn täuschen zu seinem Heile?« —

»Wozu!?« rief Xaver, dem dieser Einwurf nicht willkommen war, »ist sein Verlangen nur ein Ausbruch des Irrsinns gewesen, so hat er ihn vielleicht vergessen und der Schlaftrunk läßt sich ihm auf eine andere Weise beibringen. Allein ist's fester überlegter Wille, Gift zu nehmen, so wird sein Zorn sich nur noch heftiger gegen

Dich wenden, wenn die Wirkung ausbleibt. — Du meinst, der würde Dich auch dann treffen. Einmal aber müssen wir doch abwarten, ob sein Geist nach dem Mittel, nach dem genossenen Schlafe ruhiger wird, und dann will ich ermessen, ob ich zur Hand sein kann, um Dich zu schützen und Weiteres zu veranlassen. Es läßt sich, um seinen Zorn von Dir abzulenken, die Schuld leicht auf den Juden schieben, der um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen, zur Täuschung seine Zuflucht genommen und nach empfangenem Lohn das Mittel vertauscht hat. — Doch Alles dies näher, wenn's an der Zeit ist. Geh', eile und kehre bald wieder!«

— Der Diener entfernte sich, und eilte in die Kleinseite zurück.

Als er zitternd bei Deveroux eintrat, warf ihm dieser einen furchtbaren Blick zu.

Stotternd und bleich vor Angst stattete er seinen Bericht ab.

Deveroux lachte grell auf, dann sagte er: »Der Jude ist wahnsinnig, und ich laß' ihn geißeln, ich züchtige ihn mit eigner Hand, wenn ich wieder bei Kräften bin! Der Thor! Er kennt den Namen des Mittels, doch seine Wirkung nicht. Für einen Andern wär' es wohl Gift, doch meiner Natur sagt es zu. Ich bin damit vertraut. — Wolfgang —« fuhr er in einem sanftern Tone fort, er wollte den Diener überreden und

täuschen, »Du bist nicht lange erst in meinen Diensten und mein Krankheitsanfall ist Dir neu. Du mußt ihn auch verschweigen, vor den andern Dienstleuten, vor aller Welt! Er trifft mich nun bereits zum vierten Male: ich habe mir dies Uebel im Niederländischen Kriege geholt, nach einem schweren Lazarethfieber. Ein wälscher Arzt hat mich davon das erste Mal befreit, doch konnte er die Wiederkehr nicht verbannen. Er nannte mir d'rum das Mittel, drei Mal hat es bis jetzt geholfen. — Du meinst, der Jude werde für höhern Lohn willfähriger sein? Geh — dort — nimm dreißig Ducaten, und biete sie ihm und mehr. Doch soll er schweigen, wie ich schweigen werde. Und Du verräthst mein Geheimniß, so Dir Dein Leben lieb ist, an Keinen. — Jetzt aber eile, eile! Ich ahn's, der Anfall wird wiederkehren — es ist jetzt nur ein Moment der Ruhe — und kommt er heftiger, so dürfte es wohl um mich geschehen sein. — Folg' mir, mein guter Wolfgang, und laß Dich mit dem Juden in keine weitläufigen Erklärungen ein.«

Wolfgang entfernte sich und eilte, nachdem er den andern Lakayen den Befehl ertheilt, den Herrn weder zu stören, noch einen Besuch vorzulassen, nach der Altstadt hinüber zu Pater Xaver.

Er stattete diesem getreulich Bericht ab, zumal von der neuen Auslegung, die sein Herr ihm eben von dem Geheimmittel gegeben.

»Es kann wahr,« entgegnete der Pater bedächtig, »es kann aber auch nur eine Vorspiegelung für Dich sein, denn wie gesagt, diese Art Kranken sind oft verschmitzt und listig. Und daß mit Deinem Herrn etwas Besonderes vorgefallen, ist ausgemacht, daß er deshalb einen Gewaltstreich gegen sein Leben beabsichtigt, ist wahrscheinlich. Ihn hat ein tiefes Leid betroffen, so ich nicht irre: es kömmt vom Fräulein Buttler, die seine Braut war. — Doch kein Wort von dieser zu ihm, um des Himmels willen!«

»Wohl Hochwürdigster!« stimmte der Kammerdiener ein, »ich dacht' es auch — als der Gräfin Diener dasselbe Kästchen brachte, das ich kurz vorher ihr überreicht. Es ist ein Liebeswahn, nichts Anderes.«

»Und ein solcher ist dem Geiste am gefährlichsten!« bestätigte Xaver.

Er entließ den Diener und versprach am Abend pünktlich mit dem narkotischen Pulver zu erscheinen.

Als sich Wolfgang entfernt, ging Xaver in das Rudolfinische Raritätenkabinet hinüber, öffnete im letzten Zimmer einen Schrank und nahm daselbst aus einem geheimen Fache ein sorgsam umwickeltes Papier, worin sich eine weiße, staubartige Masse, gestoßnem Zucker ähnlich, befand, überzeugte sich von dessen Beschaffenheit, füllte es in ein festschließendes Schächtelchen und steckte es behutsam in seine Tasche. —

Einige Zeit darnach ließ er den Wagen vorfahren und eilte nach dem Hradschin zu Gräfin Terzky. Es war nur noch zwei Stunden Frist bis zum völligen Dunkelwerden, wo er in Deveroux's Wohnung, seiner Zusage gemäß, erscheinen wollte.

Er trat über die Seitentreppe durch die geheime Thür bei ihr ein.

Die Gräfin saß mit Bohumila im Saale, die Letztere arbeitete an einer Stickerei.

Auf einen Wink der Frau von Terzky entfernte sich das junge Mädchen. —

»Ihr habt etwas Wichtiges, Pater!« sagte die Gräfin, »ich seh' es an Eurer lächelnden Miene. Verschweigt mir nichts! es ist eine Botschaft von Gordon aus Neustadt.«

»Ich komme in der Hoffnung,« versetzte der Pater und küßte die schneeweiße Hand der Dame mit einer gewissen Feierlichkeit, »daß ich diesmal das Glück haben werde, die Zufriedenheit meiner hohen Gönnerin mehr zu verdienen, als womit ich das Letztemal entlassen worden bin.«

»O, Ihr seid grausam, sprecht, sprecht; ich beschwöre Euch!« rief die Gräfin und faßte ungeduldig seine Hand.

Sie zog ihn an den Tisch und zwang ihn, sich zu setzen.

»General Deveroux,« berichtete der Pater in ruhigem

Tone, »ist seit Empfang des harten Ausspruches seiner Braut, krank, sehr krank; — vielleicht auch wahnsinnig.«

»Er erträgt es also nicht als Mann,« fragte Frau von Terzky gespannt, »er will sie nicht zwingen durch den Vater, ihre Verachtung macht ihn unglücklich?«

— »So scheint es. Er hat nach Gift verlangt und seinen vertrauten Diener darnach ausgesandt. Der Jude Löw sollte es liefern. Ich habe das Letztere bisher hintertrieben. Er will sterben; so weit lauten alle Anzeichen, vielleicht verschmäht er Dolch und Schießgewehr aus Gründen und will Gift.«

»Weiter, weiter, Hochwürdiger!«

— »Der bestürzte Diener hat sich um Rath an mich gewandt, er verlangte von mir einen Schlaftrunk, um seinen Herrn zu berauschen, das Blut und die Nerven zu calmiren, damit er genese. — Der General aber verlangt Gift, — der Diener möchte ihn täuschen zu seinem eigenen Besten.«

— »Und Ihr — und Ihr,« rief die Gräfin und sprang auf. Ein wildes Lächeln umzog krampfhaft ihre Lippen, eine dämonische Freude blitzte aus ihren Augen, — sie lehnte sich forschend und herausfordernd über den Tisch herüber, ihre Blicke hafteten auf dem Munde des Priesters.

— »Ich werde ihm das Gift geben, — hier ist es,« sagte gleichgültig der Pater.

»Weiter, weiter!« rief die Gräfin athemlos.

— »Der Diener wird es ihm reichen, — als den vermeintlichen Schlaftrunk. Und in einer Stunde wird der Mörder Wallensteins todt sein, nicht ohne Schmerzen, — so weit ich die Wirkung des Pulvers kenne.«

»Er wird sterben, und zugleich elend sterben, weil lieblos, um den Preis seines Verbrechens betrogen!«

— »So scheint es, gnädige Frau.«

»Ihr wollt es wagen, Pater Xaver?!«

— »Nur der Diener wird getäuscht, der Herr erhält, was er verlangt. Er nennt es selbst ein Heilmittel. — Wird es ihm nicht, so zerschmettert er sich durch eine Kugel den Kopf; er mordet in der Raserei vielleicht auch den Diener. — Er will sterben: Nicht wir sind's, die ihn zum Selbstmord treiben. — Verlangte er ein Lebenselixir: nun — wir würden es ihm nicht geben, aber auch nicht statt dessen einen Gifttrunk verabreichen.«

»Wenn aber der Diener spricht?« fragte die Gräfin beklommen.

— »Das werd' ich ruhig abwarten. Hat der Jude für fünf Ducaten das Gift nicht gegeben, so wird er vielleicht hundert Ducaten nicht widerstehen, und diese ist der General rasend genug, zu bieten. — Ja sollte sich der Jude weigern, so gibt es in Prag Quacksalber und wälsche Kräuterkrämer genug, die für ein Billigeres solchen Dienst erweisen. — Der Erfolg, gnädigste Frau!

wird derselbe sein. Deveroux wird an Gift sterben, weil er es will. Der einzige besondere Umstand ist nur der, daß wir es ihm geben, weil er es aus unserer Hand verlangt. — Dieses ist eine Verkettung der Umstände, die wir nicht heraufbeschworen, sie fügt sich uns von selbst.«

»Ja, von unserer Hand,« rief die Gräfin leidenschaftlich, »und als ein Werk der Rache. O, die Rache sättigt nicht, wenn sie allein das Geschick oder der Zufall übernommen, sie lebt nur, wenn wir sie selbst vollbracht.«

— »Dann sind wir auch des Opfers gewiß und können seinen Untergang mit bedächtigem Arme leiten.«

»Aber die Folgen, Pater Xaver! Die Verantwortlichkeit?! — Ein Schlaftrunk tödtet den General — sein Diener wollte ihm nur jenen reichen, — und Ihr habt ihn gespendet, er erhält ihn aus Eurer Hand. Man wird annehmen, Ihr habt das Gift —.«

»Ich muß freilich für die Folgen stehen,« unterbrach der Pater und lieh seinem Tone den Ausdruck des Uebergewichts —, »und muß die Macht besitzen mich vor dem Verdacht zu schützen. — Vielleicht vermag ich es,« fügte er lächelnd hinzu, »sonst unternähme ich dergleichen nicht.«

— »Aber Pater!« rief die Gräfin und ihre Stimme bebte, »wir begehen einen Mord!?«

»Ihr wollt, gnädigste Frau! Eure Feinde verderben.

Ich weiß nicht, was Ihr unter Verderben versteht. Deverour will sich tödten, sei es durch Gift oder Kugel: es wird geschehen. Statt einer andern Hand reicht ihm die unsrige den erwünschten Tod. Das ist, wie ich schon gesagt, das Ganze. — Und was spracht Ihr so eben von der Rache?«

— »O Ihr habt Recht, Xaver! Ihr gebt mich mir selbst wieder. Ich schwache Thörin, ich bebe schon bei dem ersten Opfer. — Vergebt, verzeiht: es soll, es muß vollbracht werden. — Aber — ich muß ihn auch sterben sehen, — und er soll mich erkennen und sich entsetzen in seiner furchtbarsten Stunde. — Ich will,« fuhr sie mit entsetzlichem Hohne fort, »ihm den letzten Segen geben. — Den Muttersegen. Meint Ihr nicht?« —

Sie ging nach diesen Worten einige Mal nachdenkend im Saale auf und ab, dann, von einem plötzlichen Einfall erfaßt, zog sie den Priester an das letzte Fenster und sprach hier leise — als könnte sie von Jemand belauscht werden, was jedoch nicht zu befürchten stand:

»Ja, er soll elend, soll peinlich sterben und darum will ich dabei sein, — und im Momente seines Todeskampfes werde ich ihm meinen Namen und den des Herzogs und Terzky's in die Ohren donnern. — Und Ihr Pater — Ihr — o diesen Gedanken flüstert mir mein Racheengel zu — bewegt Katharina, vor ihm zu erscheinen, hoffnunggebend, verzeihend — im Momente

aber, wo er schon rettungslos dem Tod verfallen, wo er sich an das Leben klammert, soll er — — doch eilen wir, das Uebrige im Wagen. Ich erscheine als sein vorgeblicher guter Engel bei ihm, Trost spendend. Vor allen Dingen aber das Gift. Wie werd' ich erfahren, daß er es genommen?«

»Wir müssen fort, gnädigste Frau! Es dunkelt bereits, sein Diener wird mich mit Angst erwarten. Denn auch — es könnte ein Zwischenfall eintreten, er sich eines Anderen besinnen, und unser schöner Plan wäre gestört. — Ihr bleibt in meinem Wagen, in der Nähe des Morzin'schen Hauses halten, — ich gehe hinauf zu Deverour, reiche dem Diener das Versprochene, und überzeuge mich, ob der Kranke die Dosis genommen. Hat er es gethan, so ist er rettungslos dem Tod verfallen, denn kein Gegenmittel hilft. — Ich werde Euch — vielleicht, daß mich der Kranke zu sprechen wünscht, daß ich ihn zum Tode vorbereiten soll, — aus einem der Fenster mit meinem weißen Tuch ein Zeichen geben. Dies bedeutet, daß es gelungen sei. Ihr verlaßt den Wagen, und eilt zu ihm hinauf. Er wird Euch vorlassen, wird glauben, Ihr brächtet eine Botschaft von Katharina, oder er selbst will Euch eine an sie vertrauen. — Indessen bediene ich mich der Karosse und eile in die Altstadt zur Gräfin Buttler und suche diese zu —.«

»Fort, fort,« drängte jetzt die Gräfin mit dämonischer

Hast, sie warf den schwarzen Mantel um, band die Maske vor das Gesicht und eilte in ungeduldiger Eile dem Pater voran. —

Im Wagen selbst besprachen sie noch das Nähere ihres Plans.

Die Karosse hielt dem Morzin'schen Hause gegenüber, jedoch etwas weiter oberhalb in der Straße, in der Nähe des Slawataschen Palastes, der jetzt den Grafen von Thun gehört.

Der Pater sprang heraus und verschwand bald in dem hohen Thorwege.

Frau von Terzky blieb allein, ihr Herz arbeitete gewaltig, ein fieberhaftes Zittern durchlief ihre Glieder, es war dies aber nicht ein Zittern der Angst, sondern nur der gewaltigen Spannung, wie sie den Jäger erfaßt, der das Wild beschleicht und im Begriffe ist, die tödtende Kugel nach ihm abzusenden.

Ihre Augen waren an die Fenster gegenüber gebannt, sie wagten es nicht zu zucken aus Angst in der schon dichtern Dunkelheit den Moment zu verfehlen, wo das weiße Tuch erscheinen sollte; es währte geraume Frist, ewig lange für ihre Ungeduld, ihre rastlose Anspannung.

Endlich!! — — —

Ein Fenster öffnete sich — ein weißer Streif ward sichtbar, dann das ganze Tuch — es flatterte hinaus in die schwarze Dämmerung. —

Die Gräfin sprang aus dem Wagen und eilte in das Haus.

Xaver begegnete ihr auf der Treppe.

»Er hat den Tod in seinem Innern,« hauchte er leise, — »ich eile in die Altstadt. — Sagt, wenn es auf's Aeußerste gebracht, daß Ihr zur Versöhnung gesendet.« —

— »Ich weiß — ich weiß,« entgegnete sie mit fliegendem Athem; »sputet nur Euch.«

Sie eilte an ihm vorüber hinauf in's erste Geschoß.

Der Pater drückte sich, wie ein Schatten, die Stufen hinab, durch die Flur und erreichte, selbst vom Thürhüter unbemerkt, den Wagen.

Der Kutscher peitschte in die Pferde und die Karosse rasselte in die Altstadt hinüber.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herloßsohn, Karl,

Die Mörder Wallensteins historischer Roman

Bd.: 1

Leipzig 1847

P.o.germ. 606 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110921-7